

DIE WELTWOCHEN



Sommer in Südafrika

Wie das bezaubernde Land am Kap vorbildlich die Pandemie meistert und nun dafür bestraft wird. *Wolfgang Drechsler*

Adieu, Frau Merkel

Eine Würdigung. Alice Weidel

Cédric Wermuth will den Schnüffelstaat

Der SP-Chef verrät die Werte seiner Partei.
Marcel Odermatt

Kunst der Spital-Führung
Ein Leitfaden in Zeiten
der Seuche

4
706900 107761
87

Kunst schenken

Augusto Giacometti
Cuno Amiet
Ferdinand Hodler
Rudolf Koller
Helen Dahm
Ferdinand Gehr
Martha Cunz
Rolf Brem
Albert Manser
Ernst Morgenthaler
Carl W. Liner
Martha Stettler

Georges Braque
Pablo Picasso



«Akte 26», von Albert Müller (* 1897 Basel, † 1926 Obino), Kohlezeichnung von 1926, rückseitig handschriftlich bezeichnet von Ernst Ludwig Kirchner | Das ist Schweizer Expressionismus!

schweizerkunsthandel.ch

Verkauf | Beratung | Ankauf | info@schweizerkunsthandel.ch | Tel. +41 79 662 08 75

Zum Leben gehört der Tod

Die Corona-Politik des Bundesrats ist eine Zumutung für die Schweiz. Sie ist ein Übergriff. Sie verstösst gegen verfassungsmässige Freiheiten. Ja, sie ist demokratisch beglaubigt nach der letzten Volksabstimmung, aber was soll man von einer Beglaubigung halten, wenn sie erwirkt wird mit der drohenden Corona-Peitsche, die jeden vom sozialen Leben ausschliesst, der sich den Verfügungen von oben verweigert.

Zuerst die Tatsachen: Gegen 11 000 Menschen sind bisher an oder mit Corona in der Schweiz gestorben. Rund 98 Prozent litten an mindestens einer schweren Vorerkrankung. Eine Übersterblichkeit bei den unter 65-Jährigen hatten wir so gut wie nie. Seit Anbeginn schwankt das Medianalter der Verstorbenen zwischen 83 und 89 Jahren. Derzeit liegt es bei 85 Jahren. Die durchschnittliche Lebenserwartung in der Schweiz ist 83.

Ich sage den Satz, den im Bundeshaus keiner mehr sagen darf: Freunde, es kann vorkommen, dass ein Mensch im Alter von 83 oder 89 Jahren stirbt. Nein, Corona betrifft uns nicht alle gleich. Es gibt Menschen, die müssen mehr aufpassen als andere. Das Virus ist ungerecht, aber es ist auch ungerecht, Ungleiches gleich und Gleiches ungleich zu behandeln.

Niemand spricht es aus, aber es bleibt wahr: Menschen sind sterblich, sie enden, es geht nicht ewig weiter. Der Tod gehört zum Leben wie Krankheit und Geburt. Sterben ist unausweichlich, und manchmal ist der Tod eine Erlösung. Als eine Solothurner Ärztin diese Selbstverständlichkeit von sich gab, zündeten sie auf Twitter einen Scheiterhaufen für sie an.

Und noch eine Weisheit, die es derzeit schwer hat: Der Sinn des Lebens ist nicht das Überleben, die schiere Existenz, sondern das richtige, das volle Leben mit all seinen Freuden, Risiken und Gefahren. Wie sagte Snoopy einst zu Charlie Brown: «Eines Tages werden wir alle sterben. Aber an allen anderen Tagen leben wir.»

Unser grösstes Problem ist nicht Corona, unser grösstes Problem sind wir selbst. Wir haben verlernt, darüber zu sprechen, dass der Tod dazugehört.

Das wirksamste Instrument des Despoten ist die Angst. Panik ist der Treibstoff jeder Diktatur. Angst produziert Hass, und der Hass

«Eines Tages werden wir alle sterben. Aber an allen anderen Tagen leben wir.»

lässt sich leicht auf Sündenböcke, auf Minderheiten lenken. Heute sind die Ungeimpften dran, schuld an allem, an der Pandemie, an den Einschränkungen, an den Kranken, an den Toten; Aussätzige, Pestverbreiter.

Gegenfrage: Für wen eigentlich stellen die Ungeimpften eine Gefahr dar? Für die Geimpften?

Aber die sind doch geimpft, sicher vor Tod und schweren Verläufen, wie uns die Wissenschaft erzählt. Jeder, der will, kann sich heute schützen, kann sich impfen lassen, eine Maske tragen, Abstand halten, vorsichtig sein. Warum muss ich aussperren, was mich nicht bedroht?

Gibt es einen Grund, den Leuten das Leben zu verbieten?

Aber der Ungeimpfte gefährdet doch sich selbst – und andere Ungeimpfte!

Seit wann ist es Aufgabe des Staates, die Bürger vor sich selbst zu schützen?

Aber die Spitäler sind doch überfüllt, Pfleger leiden, Ärzte müssen schwere Entscheidungen treffen!

Ja, stimmt. Seit Jahrtausenden entscheiden Ärzte über Leben oder Tod.

Eigenverantwortung, das war einmal. Heute trägt für alles die Verantwortung der Staat. Unsere Gesundheit, unsere Körper gehören den Behörden. Wir brauchen ein Zertifikat, die Erlaubnis der Regierung, wenn wir ein Restaurant betreten wollen.

Die Mehrheit hat die Nase voll. Man will, dass es endlich aufhört. Der Täter gibt den Wohltäter, die Regierenden spielen Samariter. Wer sich den staatlichen Diktaten fügt, ist frei. Die Nötigung wirkt. Wer mag noch Widerstand leisten? Zu mühsam. Bequemer ist, man fügt sich, macht halt mit, ohne Überzeugung, viele aus Resignation.

Nur eine Partei hatte im Schweizer Parlament die Kraft, gegen die Corona-Willkür aufzustehen. Traurig. Als die SVP diese Woche die Aufhebung des Ausnahmezustands forderte, zerschellte sie am Hartbeton der Mehrheit, von FDP bis ganz weit links.

Ist die Wirklichkeit tabu? Eine Politik der Angst regiert. «Wir sind immer ziemlich faktenfrei unterwegs», sagt einer, der am Bundesrat ganz nahe dran ist. Werden wir in dieser Pandemie eigentlich für dumm verkauft? Lassen wir uns für dumm verkaufen? Solche Fragen waren früher leichter zu verscheuchen. R. K.

Zuversicht
mit
Seesicht.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Inspiration kennt keine Grenzen

New Kia EV6



Movement that inspires




7
JAHRE GARANTIE

Linker Traum vom Impfwang, Popkultur aus Asien, Zürcher Stradivari, François Chérix, Die Kunst der Spitalführung

Wenn Österreich und Deutschland eine Impfpflicht einführen wollen, können Schweizer Politiker natürlich der Versuchung nicht widerstehen. Auf linker Seite werden erste Stimmen laut, die für hierzulande ebenfalls ein Obligatorium fordern. Eine absurde, gefährliche Idee. Wir sprechen von rund 2,5 Millionen Menschen, die von dieser Zwangsmassnahme betroffen wären. Verweigern sich nur 10 Prozent von ihnen diesem Zwang, müssten die Behörden eine Viertelmillion Bussen aussprechen. Wie das praktisch funktionieren sollte, müssten die Impfturbo erst einmal erklären. Von der weiteren Spaltung der Gesellschaft mal ganz abgesehen. Kein Wunder, spricht man nicht einmal im autoritär regierten China von einem solchen Schritt. Doch es besteht Grund zur Zuversicht: Die bürgerlichen Parteien lehnen die Impfpflicht unisono ab. Hoffen wir, dass es dabei bleibt. **Seite 22**

Längst sind die Tage vorbei, als in Europa der Motor der Globalwirtschaft brummte. Heute ist Asien die Fabrik der Welt. Nun setzen die fernöstlichen Tiger abermals zum Sprung an. In Sachen Film, Pop, Design und Küche prägen Japan und Südkorea unser Leben zusehends, schreibt Francis Pike in seiner Analyse über asiatische Soft Power. «Die Frage ist nicht, ob, sondern wann der Westen als kulturelle Führungsmacht von Asien abgelöst wird.» **Seite 26**

In Zürichs besseren Kreisen herrscht ein erbitterter Krach zwischen den zwei Vereinen,

die das renommierte Zürcher Kammerorchester unterstützen. Es geht um Vorwürfe der Rechnungsmanipulationen in den Jahren 2016 bis 2018, ohne die das Kammerorchester finanziell wesentlich schlechter dastehen würde. Die Fehde dreht sich auch um eine 8,5 Millionen teure Stradivari-Violine. Inmitten des Geschehens stehen die beiden früheren FDP-Politikerinnen Kathrin Martelli und Regula Pfister. Louis de Stoutz, Sohn des Orchestergründers

Edmond de Stoutz: «Ich verspüre keinen Anreiz mehr, mich für ein Orchester einzusetzen, das sich widerstandslos von rücksichtslosen Politikern missbrauchen lässt.» **Seite 30**

François Chérix ist ein brillanter Autor politischer Bücher sowie überzeugter Europäer – und wie alle Intellektuellen der Westschweiz diesseits des Röstigrabens kaum bekannt. Das Scheitern des Rahmenabkommens hält er für einen «historischen Fehler des Bundesrats». Das schrieb der Vordenker der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (NebS) in *Le Temps* in einem offenen Brief an Ursula von der Leyen. In diesem Schreiben aus der Romandie erbat er sich «klare Kriterien im Umgang mit der orientierungslosen Schweiz». Nur noch Brüssel könne die Schweizer Europapolitik retten, glaubt Chérix. Jürg Altwegg nahm ihn beim Wort. **Seite 38**

Spitäler sind das Thema der Stunde. Ärzte berichten von überlasteten Intensivstationen, warnen vor dem Zusammenbruch des Systems. Was ist los mit den Schweizer Spitälern? Warum schaffen sie es nicht, Kapazitäten auszubauen? Wir haben den renommierten Gesundheitsökonom Werner Widmer nach seiner Einschätzung der Möglichkeiten gefragt. Seine Meinung ist klar: im Gesundheitswesen wär mehr erreichbar, wenn ökonomische Zusammenhänge stärker berücksichtigt würden. **Seite 53–56**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@glu-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



DIE WELTWOCHEN

**Neue App, neue Website.
Jetzt testen. Kostenlos.**

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!



Enthemmt: Cédric Wermuth. Seite 22



Was bleibt: Angela Merkel. Seite 10



Gejagter Jäger: Nicola Gratteri. Seite 46

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung
Adieu, Frau Merkel
- 11 Peter Rothenbühler
Lieber Steven Spielberg
- 12 Tagebuch Heimo Schwilik
- 14 Bern Bundeshaus
Sommaruga hat recht
- 16 Sommer in Südafrika
Was das Land am Kap besser macht
- 18 Erziehung der Gefühle
Wellentäler und Wellenkämme
- 19 Personenkontrolle
- 19 News Scherz von der Post
- 20 Mörgeli Schweiz-Verächter
an der Spitze
- 20 London
«Black Lives Matters» im Schulalltag
- 21 Peter Bodenmann
Tod und Triage für Alte
- 22 Die Masken fallen Cédric Wermuth und
Fabian Molina verraten die Werte der SP
- 23 Thiel Weltverbesserer
- 24 Salma Hayek
Glanzrolle in «House of Gucci»
- 25 Rufer in der Wüste Kardinal
Robert Sarah fordert den Papst heraus
- 26 «Wir sind kein Haufen von
Verbrechern» Gespräch mit dem
Kreml-Berater Sergei Karaganow
- 28 Schweizer Radio verunglimpft Kroatien
Skandalös einseitige Berichterstattung
- 29 Anabel Schunke
Brüsseler Weihnachtsstimmung

- 30 Krach in der Zürcher Haute Volée
Wem gehört die Stradivari?
- 31 Inside Washington
- 32 Liebeserklärung an Tel Aviv
- 33 Kurt W. Zimmermann
Schwindeleien einer Bundesrätin
- 34 Im Osten geht die Sonne
Soft Power aus Japan und Südkorea
- 36 Influencer für den Bundesrat
- 37 Formel 1 Heissestes Finale seit 47 Jahren
- 38 «Sogar der Sonnenkönig war abhängig»
François Cherix' Sehnsucht nach der EU
- 40 Broder Zweierlei Hochrisikogebiete
- 40 Kreuz mit dem Kreuz
Neuer Ärger für Alain Berset
- 41 Von Indien lernen
Ivermectin gegen Covid-19
- 42 Wer soll das noch ernst nehmen?
Komödie um Kanzler Kurz
- 45 Tamara Wernli
Versöhnliche Sinnesfragen *to go*
- 46 «Ich spreche jeden Tag mit dem Tod»
Mafia-Jäger Nicola Gratteri
- 48 Deutschland
Was von der Ampel zu halten ist
- 49 News Philosoph Snoopy
- 50 Leserbrief
- 51 Nachruf Bob Dole
- 52 Beat Gygi Kinderarbeit
wird zu Unrecht verteufelt

LEADER

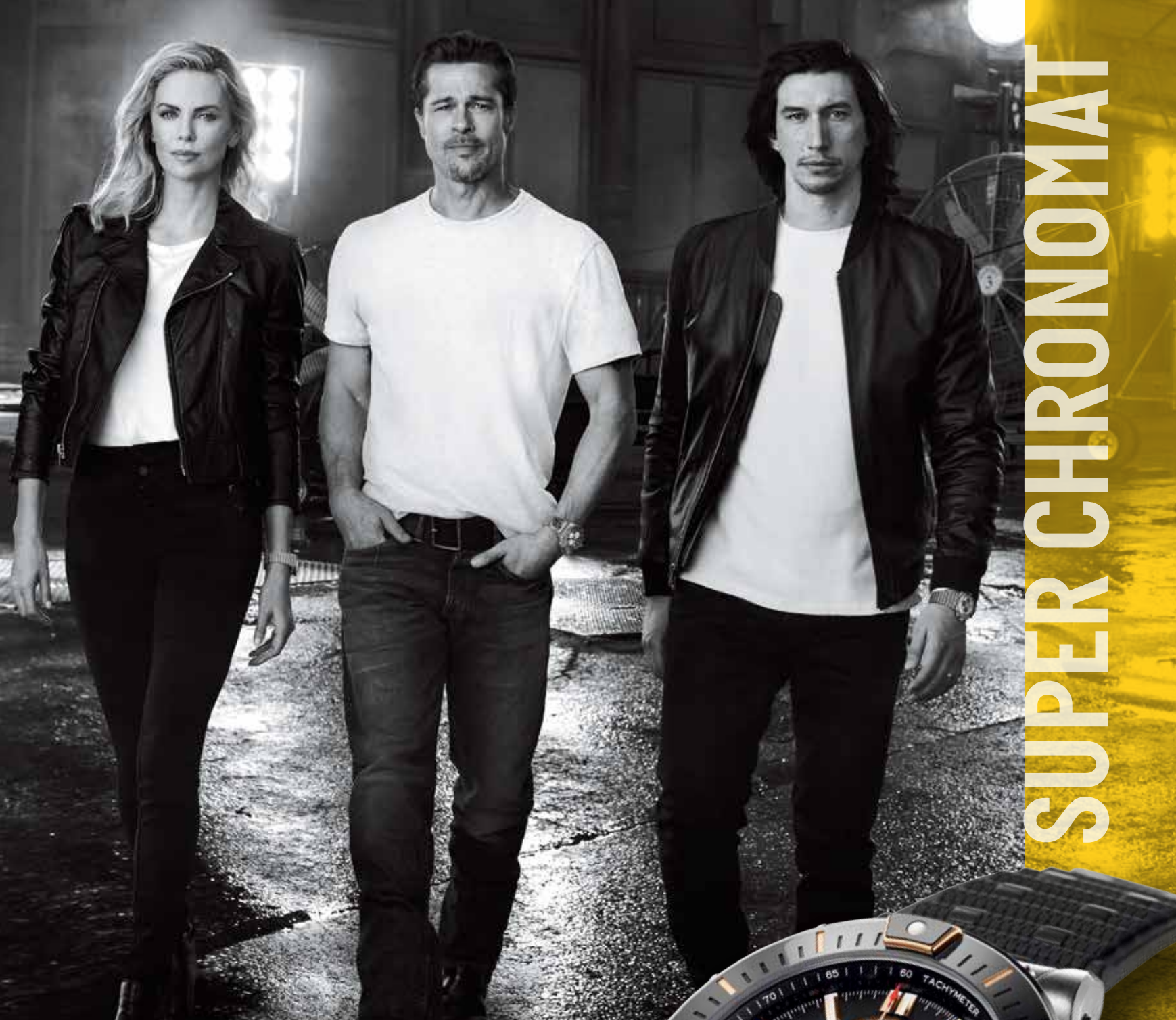
- 53 Die Kunst der Spitalführung
- 54 «Es fehlt an ökonomischem
Sachverstand» Ökonom Werner Widmer
über Intensivpflege und Spitalkultur

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Friedrich Hölderlin
Sehnsucht nach süsser Ruhe
- 60 Bücher der Woche
- 63 Bibel
- 64 Für immer jung Stars und ihre Avatare
- 66 Film «House of Gucci», «Benedetta»
- 67 Games Landwirtschafts-Simulator
- 67 Alben für die Ewigkeit
Eagles: «Hell Freezes Over»
- 68 Klassik Michael Spyres
- 69 Ausstellung Henry Dunant
- 69 Jazz Joey DeFrancesco

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Fast verliebt
- 72 Frauen Angela Merkel
- 72 Häuser
- 73 Was macht eigentlich? Michel Jordi
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten «Salto Natale»
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ... David Hauptmann
- 80 Menschen von morgen
Fabian Buhl, Alpinist
- 82 Das indiskrete Interview
Stéphanie Berger, Komikerin



SUPER CHRONOMAT



BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
ZURICH • GENEVA • ZERMATT • BASEL
LUCERNE • LAUSANNE • ST. MORITZ



Adieu, Frau Merkel

Die Bundeskanzlerin hat Deutschland sechzehn Jahre lang geprägt. Jetzt tritt sie ab. Eine Würdigung.

Alice Weidel

Berlin

Ich muss es zugeben, es fällt mir nicht leicht, versöhnliche Abschiedsworte für Angela Merkel zu finden. Das bedeutet aber nicht, dass ich keinerlei positive Eigenschaften an der Kanzlerin erkennen kann.

Ihre vollkommen uneitle, allürenlose Art ist sicherlich einmalig in der Geschichte der Kanzler der Bundesrepublik. Dabei habe ich den legendären Auftritt von «Noch-Kanzler» Gerhard Schröder in der «Elefantenrunde» nach der Bundestagswahl 2005 vor Augen: Auf die Frage, ob er Angela Merkel zur Bundeskanzlerin wählen würde, antwortete der SPD-Politiker salopp: «Wir müssen die Kirche doch mal im Dorf lassen.»

Während sich Gerhard Schröder nach diesen Worten arrogant in seinem Sessel zurücklehnte, blieb Angela Merkel stumm, sie stützte sich auf die Unterarme und verzog keine Miene. Dieses Pokerface steht für mich sinnbildlich für ihren beschwerlichen Aufstieg in der – damals noch stark männerdominierten – Polit-Welt.

Geburtshelferin der AfD

Ihre Durchsetzungskraft konnte sie bereits in ihrer eigenen Partei, in der CDU, unter Beweis stellen: Der «Andenpakt», eine mächtige Verbindung westdeutscher CDU-Politiker, für die Merkel nie etwas übriggehabt hatte, wurde nach ihrem Amtsantritt als Parteivorsitzende beiseitegeräumt. Ähnlich erging es ihrem einstigen Ziehvater Helmut Kohl und dessen Kofferträger – oder besser: Kofferbewahrer – Wolfgang Schäuble.

Ihr Zug zur Macht blieb in der CDU vielen lange verborgen. Ein Vorwurf, den sich die Konservativen in der einstigen Volkspartei heute gefallen lassen müssen. Die Beharrlichkeit, die Angela Merkel in Amt und Partei an den Tag legte, haben ihr viele zu Beginn ihrer politischen Karriere nicht zugetraut.

Was ich persönlich in den zahlreichen Telefonkonferenzen der Kanzlerin mit den Fraktionsvorsitzenden während der Corona-Zeit

feststellen konnte, ist, dass sie stets sehr konzentriert und aufmerksam den Diskussionen folgt und darauf achtet, alle Fragen und Einwände zumindest anzuhören. Dem zolle ich durchaus Respekt.

Ihr grösster Verdienst ist aber ihre Rolle als Geburtshelferin der AfD: Ohne ihre verheerenden Fehlentscheidungen und Rechtsbrüche wäre unsere Partei wahrscheinlich 2017 nicht so fulminant in den Bundestag eingezogen. Ohne die vollständige Entkernung



Zug zur Macht: Skulptur von Wieslaw Smetek (2016).

ihrer Union, nach dem Motto «Mal bin ich liberal, mal bin ich konservativ, und mal bin ich christlich-sozial» (Angela Merkel bei Anne Will), wäre die Etablierung einer neuen Partei rechts der Mitte unmöglich gewesen. Danke dafür.

Der AfD-Ehrenvorsitzende Alexander Gauland erklärte einst in einem Interview: «Frau Merkel ist für uns, solange sie da ist, eine Lebensversicherung.» Die Aussage war sicherlich nicht falsch. Nach sechzehn langen Jahren ist sie nun aber weg, und es deutet bereits alles darauf hin, dass die neue Ampelkoalition ihre (zweifelhafte) Rolle problemlos übernehmen wird. Entwarnend kann also festgestellt werden: Die AfD bleibt bestehen.

Das ist mitunter gut für Deutschland, denn sicher ist: An den Folgen von Merkels sechzehnjähriger Amtszeit wird die Bundesrepublik noch lange schwer zu tragen haben: der Kontrollverlust in der Migrationspolitik, die Auslieferung von Souveränität und Volksvermögen an den Brüsseler Zentralismus, das fatale Milliardengrab «Energiewende», der Siegeszug grün-linker Ideologie und, vielleicht am schwerwiegendsten, die Aushebelung der republikanischen Gewaltenteilung durch einsame «alternativlose»

Entscheidungen unter Umgehung der Parlamente und das parteipolitische Gefügigmachen des Bundesverfassungsgerichts. All die Probleme tragen einen Namen: Angela Merkel.

Profundes Unverständnis

Ihr profundes Unverständnis für die Idee der Freiheit und die bürgerliche Eigenverantwortung hat das fatale Erbe des Obrigkeitsstaats wiederbelebt. Sie hinterlässt ein tief gespaltenes Land. Leider ist von der Nachfolgeregierung Besserung nicht zu erwarten, im Gegenteil; zumal Frau Merkel die abgewählte Regierungspartei CDU, der sie nach eigenem Bekunden irgendwie «nahesteht», in einem desolaten Zustand der inhaltlichen Entkernung zurücklässt, welche diese unfähig zur Opposition macht.

Dafür hat sich im Widerspruch zu ihrer Politik die AfD als neue freiheitliche Kraft formiert, die der deutschen Parteienlandschaft das langentbehrte Korrektiv rechts der Mitte gibt.

Es ist gut, dass Merkel geht. Besser wäre gewesen, sie wäre früher gegangen und hätte sich im Ruhestand der Musik gewidmet, für die sie dem Vernehmen nach tatsächlich Verständnis aufbringt.

Trotz allem Unverständnis für ihre Politik bleibt mir, ihr für die Zukunft nichts Schlechtes zu wünschen: Machen Sie's gut, Frau Merkel.

Alice Weidel ist Fraktionsvorsitzende der AfD im Deutschen Bundestag.

Julie Burchill über Angela Merkel: Seite 72

Lieber Steven Spielberg

Ich bin kein militanter Kritiker der «kulturellen Aneignung» wie so viele Ihrer amerikanischen Landsleute. Aber zurzeit nerve ich mich gewaltig, wenn ich den Trailer, die Plakate und die Artikel zu Ihrem neuesten Film lese: «West Side Story – A Steven Spielberg Film».

Da haben Sie einfach das absolute Meisterwerk von Leonard Bernstein übernommen und verfilmt, ohne dass dieser geniale Komponist, Dirigent und Pianist entsprechend erwähnt und gefeiert wird. Gerade als ob die Erben von Bernstein Ihnen verboten hätten, den Urheber des besten Musicals des 20. Jahrhunderts zu würdigen. Er gehört mit Ihnen aufs Plakat!

Ich verzeihe es jungen Journalisten, wenn sie nicht mehr wissen, dass die eingängigen Melodien und die reissenden Tanzrhythmen von Bernstein stammen. Aber Ihnen nicht. Machen Sie demnächst auch «La Traviata» von Steven Spielberg – oder die «Matthäus-Passion» oder



Ehre, wem Ehre gebührt:
Regisseur Spielberg.

den «Tannhäuser» von Spielberg? Nein, Verdi, Bach und Wagner würden Sie sich nicht einfach aneignen. Die sind zu gross.

Aber Bernstein, den kann man links liegen lassen. Er hat sein Musical zu einer Zeit komponiert, in der die klassische Musik in einer Krise war und nur noch Atonales oder noch

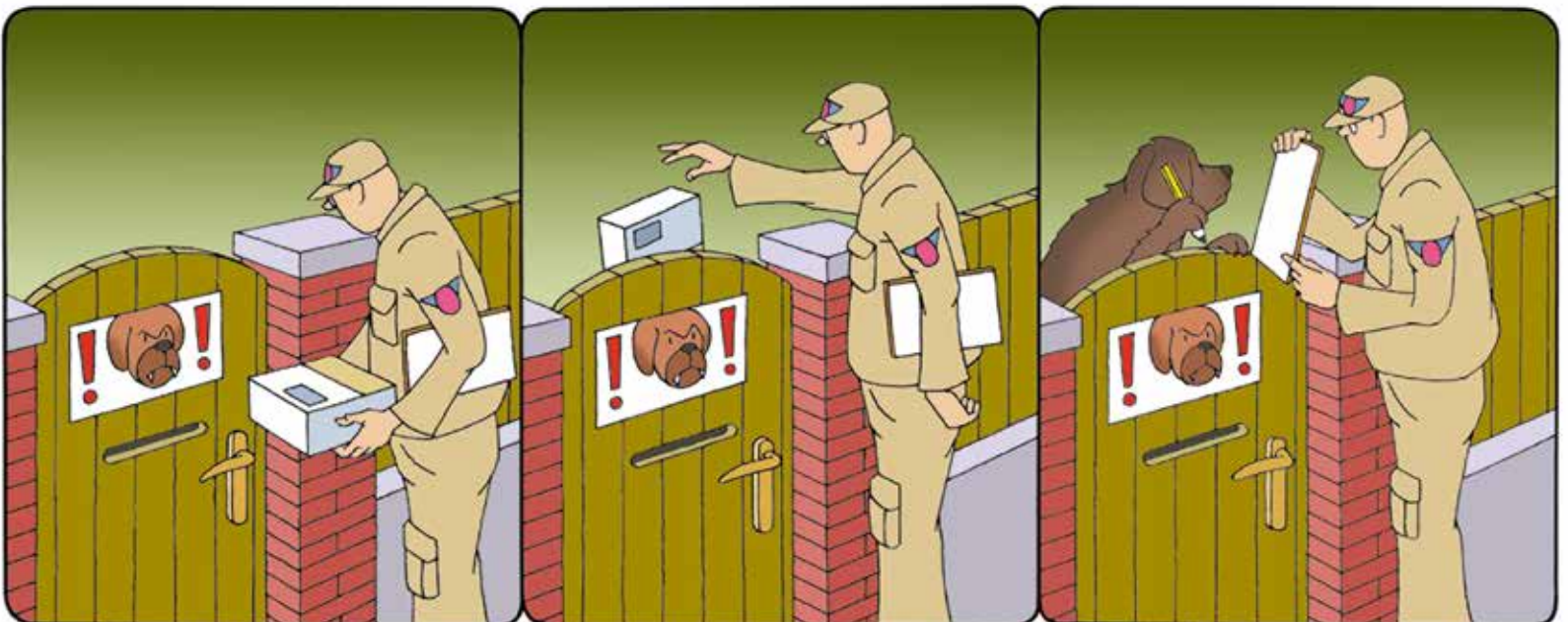
Verrückteres komponieren musste, wer noch dazugehören wollte.

Dieser amerikanische «Unterhaltungskomponist» wurde von der E-Musik-Kaste schräg angeschaut, obschon er daneben vielleicht der beste und einfühlsamste Mahler-Dirigent war. Einer der wenigen amerikanischen Chefs übrigens, die auch in Europa grosse Karriere gemacht haben. Auch einer der Ersten, die im Fernsehen die Jugend in die Geheimnisse der klassischen Musik einführten. Noch heute etwas vom Besten, was man zu Musik auf Youtube sehen kann. Nur Daniel Barenboim, der grosse Pianist und Dirigent, macht es heute ähnlich gut wie er.

Also bitte: Ehre, wem Ehre gebührt. Ohne die Musik von Bernstein kann man die «West Side Story» vergessen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Heimo Schwilk



Angesichts der gegenwärtigen Versorgungsengpässe, die sich in den kommenden Jahren, wenn die neue Ampel-Regierung das Licht abwechselnd rot und grün leuchten lässt, noch steigern dürften, riet mir meine jüngste Tochter, unbedingt die Speisekammer zu füllen. Und nicht nur sie. Denn wie bei einer Ampel üblich, wird Gelb nur kurz blinken. Die Liberalen werden ankündigen, was die rot-grüne Mehrheit sich ausdenkt. Also fuhren wir ins Einkaufszentrum in Prenzlau und packten in den Wagen: Nudeln, Reis, Suppen, Konserven mit Fleisch, Fisch und Wurst, Sauerkraut, Tomaten und Möhren, Büchsen mit haltbarem Obst, saure Gurken, Vollkornbrot, Zwieback, Öl, Margarine, Zucker, Salz, Kaffee, Tee und einige Kanister Wasser.

Ganz wichtig, dies legte mir Clarissa ans Herz: Utensilien zur Überbrückung eines Stromausfalls! Also einen Gaskocher samt Gaskartuschen. Denn die Überlebenskünstlerin Angela Merkel hat bereits ein «Energie-Lückengesetz» verabschiedet. Der Blackout ist eingepreist, er wird kommen wie das Amen in der Kirche. In der Grünlichtphase werden alle Schalter umgelegt: kein Atomstrom mehr, keine Gas- und Kohlekraftwerke. Null Energie, nirgends. Dafür massenhaft Vögel, die vom Himmel fallen (von den Windrädern direkt in die leeren Kochtöpfe), und Rotoren, die sich so langsam drehen, dass Polen und Franzosen, die den Deutschen Atomstrom liefern, sich die Hände reiben.

Von heute aus muss man sagen: Da hat die heimliche Sozialdemokratin Merkel dem künftigen Bundeskanzler Scholz perfekt vorgearbeitet! Dessen angekündigte

Umweltpolitik dürfte die Lücken weiter aufreissen. Deshalb kauften wir auch ein Solarpanel (21 Watt), ein Powerbank-Notlicht mit Taschenlampe, ein Kurbel-Radio (um die neuesten Blackout-Ansagen nicht zu verpassen), mehrere Schachteln Kerzen und Streichhölzer.

Die grösste Anstrengung kommt im Garten auf uns zu. Denn da müssen die Rosenbüsche den Gemüsebeeten weichen. Also pflanzen wir Rosenkohl statt Rosen, ziehen Honigmelonen statt Hortensien, Kartoffeln statt Kaiserkrone. Ich muss, wenn der Lebensmittelmarkt zusammenbricht oder die Energiekosten meine Rente auffressen, Selbstversorger, weitgehend autark werden. Platz ist genug da, Gartengerät auch. Alles bio!

Meine Äpfel kann ich künftig nicht mehr an die Pferde des Nachbarn verfüttern, sie wandern in den Keller oder werden zu Apfelmilch oder Most verarbeitet. Für das Image ist es wichtig, dass mein Haus in Rot-Grün weit über den See leuchtet, das wird die Antifa-Brigaden fernhalten, die im Auftrag der Regierung die Uckermark in Planquadrate zur besseren ideologischen Überwachung einteilen werden. Dass ich die *Taz* abonniere, versteht sich von selbst. Am Briefkasten prangt schon jetzt eine grosse Sonnenblume, die anzeigt, dass es sich hier um ein ökologisch zertifiziertes Anwesen handelt.

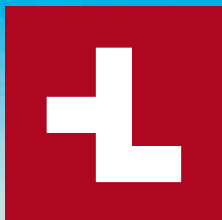
Ein Problem ist auch meine alte Ölheizung. Die bläst mehr CO₂ in die Luft als der Dienstwagen des designierten Umweltsuperministers Robert Habeck. Um einer deftigen Strafzahlung und explodierenden Heizkosten zu entgehen, komme ich nicht darum herum, mir eine Wärmepumpe zuzulegen. Da gibt es jetzt schon Fördermittel bis zu 50 Prozent der Anschaffungskosten. Bei der neuen Regierung,

die wie Draghi die Dicke Berta zu bedienen weiss, dürfte das spielend auf 100 Prozent steigen. Vielleicht bekommt man sogar eine Sonderprämie als Weltenretter.

Alles neu macht der grüne Mai! Neuer Kessel, Kompressor, Fotovoltaik zur nötigen Stromgewinnung auf dem Dach. Für den Blackout empfiehlt sich ein offener Kamin im Haus, um den sich die Bewohner kauern können, wenn draussen kein Wind weht und die Temperaturen abstürzen. Doch der grüngestahlte Bürger ist leidensfähig. Er hat warme Kleidung im Haus oder baut sich ein Iglu im Wohnzimmer. Wer mal in der Arktis war, wird wieder grün wählen. Denn dort überleben selbst die vom Aussterben bedrohten Eisbären. Man muss nur wollen.

Sie meinen, geschätzter Leser, das sei allzu negativ gedacht? Aber wird diese Apartheid denn nicht eben in der Corona-Krise erprobt? Heute sind es die «Ungeimpften», deren Umtriebe die grün-roten Gutmenschen bald mit Fussfesseln und Sonderzahlungen für die Behandlung von «Volkschädlingen» im Krankenhaus einschränken könnten. Pläne für eine Covid-19-Polizei, die die Leute in der grünen Minna zu den Impfteams bringt, werden gerade, wie man hört, in den Hinterzimmern der Ampel erstellt. Die einzige Industrie, die dann blüht, werden die Hersteller von Verbotstafeln sein. Schöne neue, kerngesunde Welt! Wenn nur die Hälfte davon eintrifft, was hier gemutmasst wird, wäre George Orwells «1984» eine positive Dystopie.

Heimo Schwilk ist ein deutscher Journalist und Autor. Er lebt in der Uckermark.



MY OWN

LUGANO
REGION



ENTDECKEN SIE DIE MAGIE DER REGION LUGANO IM WINTER

Zahlreich sind die kulturellen Veranstaltungen, die Top-Events in der Weihnachts- und Neujahrszeit und die Outdoor-Aktivitäten für jedermann in einer traumhaften Naturumgebung. Die Region Lugano bietet

auch eine grosse Auswahl typischer Restaurants: von Spitzenrestaurants bis hin zu authentischen Lokalen mit qualitativ hochwertigen Spezialitäten und Produkten. Buchen Sie jetzt Ihren Aufenthalt.

ENTE TURISTICO
DEL LUGANESE

+41 58 220 65 00
luganoregion.com

#luganoregion
@luganoregion
IG: @lugano.region



Simonetta Sommaruga hat recht

Der Ständerat hat die Schaffung eines Klimarats beschlossen.
Die Umweltministerin hält das für einen Fehler.

Die Geschichte spielte sich in der ersten Woche der Wintersession in der kleinen Kammer ab: Der Schwyzer Ständerat Othmar Reichmuth (Mitte), ein Politiker mit der Statur eines in die Jahre gekommenen Kranzschwingers, erlebte dort eine persönliche Sternstunde. Reichmuth verlangte, dass eine breitabgestützte Expertenkommission den Bundesrat in Klimafragen beraten soll. «Die Unterstützung durch einen solchen Experten-oder, wie es andernorts heisst, Klimarat ist in unseren Nachbarstaaten und der EU schon längstens etabliert», führte der Schwyzer aus. Der Rat liess sich von ihm überzeugen und nahm diesen Vorstoss prompt an.

So oft kommt es nicht vor, dass einer aus dem konservativen Urkanton Schwyz sich für die Schaffung eines neuen Klima-Expertengremiums engagiert. Das CO₂-Gesetz wurde in keinem anderen Kanton deutlicher abgelehnt als in Reichmuths Heimat. Ein weiteres Beispiel, das aufzeigt, dass das Vertrauen der Schwyzer in Expertengremien nicht sehr gross ist, zeigt der Widerstand gegen die von der Task-Force mitgeprägte Corona-Politik des Bundes. Der Kanton Schwyz ist eine Hochburg der Massnahmegegner.

Lehren aus der Covid-19-Pandemie

Es geschieht auch nicht alle Tage, dass SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga in Klimafragen mit der SVP in einem Boot sitzt. Die Umweltministerin zeichnete sich bisher vor allem dadurch aus, dass sie mit grossem Eifer Klimaschutzmassnahmen auf die Tagesordnung setzte und damit nicht nur die SVP gegen sich aufbrachte. Die Nähe zur Klimawissenschaft zelebriert sie. Als eine der wenigen Delegationsleiterinnen reiste die Bundesrätin mit Forschern im Gefolge an den Klimagipfel von Glasgow. Aber im Ständerat wehrte sich Sommaruga plötzlich zusammen mit dem SVP-Ständerat Hansjörg Knecht (AG) gegen einen Klimarat.

«Wir brauchen die Wissenschaft. Aber mit der Wissenschaft haben wir die politischen Entscheide noch nicht gefällt. Ich glaube, da

dürfen wir uns auch nichts vormachen», warnte sie. Zur Frage, ob es eine neue Expertenkommission brauche, gab sie folgende Erklärung ab: «Ich muss Ihnen ehrlich sagen, dass ich nicht weiss, ob das immer das effizienteste Instrument ist.» Eine ständige Expertenkommission berge ein gewisses Frustrations-

Es geschieht nicht alle Tage, dass die SP-Bundesrätin in Klimafragen mit der SVP in einem Boot sitzt.

potenzial, weil es dann heisse, man arbeite viel, aber das komme dann zu wenig an beim Bundesrat oder auch in der Politik, so die Umweltministerin.

Sommaruga hat vollkommen recht. Gerade die Erfahrungen mit Expertengremien im Falle der Covid-19-Pandemie haben gezeigt, dass solche Ausschüsse vielleicht gut klingen, just in dem Moment aber versagen, wo sie eigentlich eine Wirkung entfalten sollten. So hat man zum Beispiel vor Jahren die Eidgenössische Kommission für Pandemievorbereitung und -bewältigung (EKP) ins Leben gerufen. Es handelte sich hier um

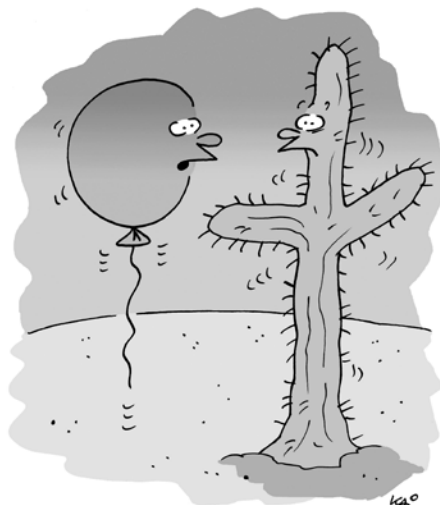
ein unabhängiges ausserparlamentarisches Expertengremium. Trotzdem reagierte man beim Ausbruch der Covid-19-Krise viel zu spät und zu wenig konsequent, wie Nationalrätin Verena Herzog (SVP, TG) kritisierte. Die EKP hatte Corona verschlafen.

Später konstituierten sich eine Reihe von Wissenschaftlern eigenmächtig zu einer Corona-Task-Force und drängten sich gewissermassen dem Bundesrat auf. Sie fiel besonders im ersten Pandemiejahr 2020 dadurch auf, dass Mitglieder dieser Expertenrunde die Krise vor allem zur Selbstprofilierung nutzten und mit öffentlichen Auftritten die Panik vor dem Virus richtig schürten. Parlamentarier wie der Oberwalliser Philipp Matthias Bregy, der wie Reichmuth zur Mittepartei gehört, verlangten gar, man solle die Task-Force stummschalten.

Grüne Träume

Dass Klimawissenschaftler gerne eine ähnliche Plattform hätten wie die Corona-Task-Force, weiss man schon länger. Nun sieht es ganz danach aus, als habe man mit Othmar Reichmuth einen unverdächtigen Türöffner gefunden. Dabei hat das Parlament erst vor kurzem die Parlamentarische Gruppe Klima ins Leben gerufen. Sie kann Wissenschaftler direkt bei der Entscheidungsfindung einbeziehen. Die Grünen träumen von einem Klimaparlament. Zudem hat Bundesrätin Sommaruga schon ein eigenes klimapolitisches Beratergremium installiert: Seit einiger Zeit arbeitet sie in Klimafragen mit der Organisation Proclim zusammen. Das ist eine Plattform, die in den Akademien der Naturwissenschaften breit verankert ist. Ein übergeordneter Klimarat würde diese Zusammenarbeit konkurrenzieren.

Kurzum: Es besteht akute Gefahr, dass sich die Weltklimaretter gegenseitig auf die Füsse treten und sich in ihren Prognosen zu überbieten versuchen. Also noch mehr Propherzeiungen zu bevorstehenden Hungerkatastrophen, Flüchtlingswellen und Umweltzerstörungen.



«Das Dumme ist, dass ich mich in dich verliebt habe...»



«Chalet RoyAlp Hôtel & Spa»

Zeit zum Abschalten im Chablais

Ausgelassenes Schneevergnügen und einen unvergesslichen Aufenthalt im Herzen der Waadtländer Alpen garantiert Ihnen das «Chalet RoyAlp». Das Fünfsternehotel auf einer Sonnenterrasse über dem Rhonetal lädt Sie ein zu Momenten der Entspannung in einer echten Oase der Ruhe.

Elegant, gemütlich und authentisch: In den 63 geräumigen Zimmern und Suiten harmonisieren Design, Komfort und Luxus. Wer Ruhe sucht, findet hier seinen Kraftort. Die Region bietet eine breite Vielfalt an sportlichen und kulturellen Aktivitäten: Fat-Bike, Schneesport, Schlittenhundefahrten, Skijöring, Langlauf, Schneeschuhwandern oder Höhlenforschen.

Kulinarischer Genuss wird im «Chalet RoyAlp» grossgeschrieben. Im Fine-Dining Restaurant «Le Jardin des Alpes» erleben Sie eine innovative und kreative Küche auf höchstem Niveau. Und in der Brasserie «Le Rochegrise» genießen Sie beliebte Klassiker.

Alles für das Wohlbefinden bietet das grosszügige «Spa by RoyAlp». Auf 1200 Quadratmetern erwarten Sie hochwertige Behandlungen und Massagen von Top-Profis. Ein Fitnessraum mit Nautilus-Trainingsgeräten,

personalisierte Coaching-Sitzungen, Yoga-Kurse und Detox-Programme ergänzen das Angebot.

Noch ein Tipp: Die Wintersportorte Villars, Gyon und Les Diablerets bilden ein einzigartiges Skigebiet mit über 132 km Skipisten. Die Bergstation Glacier 3000, höchster Punkt des Kantons Waadt, bietet ideale Schneeverhältnisse von Oktober bis Mai!



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot im «Chalet RoyAlp».

Leistungen:

- 2 Nächte inkl. Frühstück im Executive-Park-View-Zimmer
- Upgrade nach Verfügbarkeit
- Willkommensdrink
- 1 Abendessen im Restaurant «Le Rochegrise» im Wert von Fr. 85.– pro Person (exkl. Getränke)
- Zutritt zum Spa und 10 Prozent Rabatt auf Behandlungen
- Gratis Parkplatz und Transfer innerhalb von Villars

Spezialpreis pro Person im Doppelzimmer: CHF 565.– (statt CHF 753.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 024 495 90 09 oder per E-Mail an reservation@royalp.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Gültig für Aufenthalte bis zum 2. April 2022 (ausgenommen 24.12.21 bis 8.1.22 und 11.2. bis 26.2.22).

Veranstalter:

Chalet RoyAlp Hôtel & Spa, Villars-sur-Ollon
www.chaletroyalp.com

www.weltwoche.ch/platin-club

Sommer in Südafrika

Das Land am Kap meistert die Pandemie gut. Hier kam man Omikron auf die Spur. Der Preis dafür ist hoch: Wieder bleiben die Touristen aus. Dabei ist Südafrika betörend schön.

Wolfgang Drechsler

Kapstadt

Wer einmal das südliche Afrika bereist hat, wird verstehen, weshalb das Gebiet zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und den Viktoria-Fällen zu den populärsten Reisezielen der Welt zählt. Die Region ist von betörender Schönheit und einer schier unerschöpflichen Vielfalt. Ihre Wildreservate, Lodges und Weingüter zählen zu den attraktivsten der Welt. Die Region bietet endlos lange Strände, eine ungezähmte Natur, ein angenehm temperiertes Klima und einen Tierreichtum, der seinesgleichen sucht.

Trotz dieser Vorzüge deutet alles darauf hin, dass vor allem Südafrika auch in diesem Jahr wieder vergeblich auf die Touristen aus dem Ausland warten müssen. Nachdem das Land bereits 2020 vom Auftauchen der (von südafrikanischen Forschern vor Ort aufgespürten) Beta-Variante des Coronavirus hart getroffen worden war, haben seine Wissenschaftler nun vor sechs Wochen eine weitere Variante des Coronavirus sequenziert, die inzwischen «Omikron» heisst und deren Gefährlichkeit noch nicht absehbar ist. Damit scheint die Hauptsaison in Südafrika zum zweiten Mal in Folge komplett auszufallen.

Verhängnisvolle Kettenreaktion

Leider ist das Desaster wohl auch hausgemacht, verursacht durch eine dilettantische Kommunikationspolitik. Bereits am 4. November hatte ein Mitarbeiter von Lancet Laboratories in der Hauptstadt Pretoria erstmals Anomalien in der bislang bekannten Struktur des Coronavirus festgestellt. Binnen zwei Wochen hatte ein weiterer Mitarbeiter des Labors eine solche Probe sequenziert. Der Verdacht bestätigte sich: Es handelt sich um eine neue Variante des Coronavirus mit bis zu dreissig Veränderungen vor allem am Spike-Protein, jenem Protein, das das Virus als Schlüssel zum Eindringen in die menschliche Zelle nutzt.

Doch als Professor Tulio de Oliveira, Chef des südafrikanischen Genomforschungsinstituts Krisp, die neue Variante am 25. November über Twitter und offenbar ohne vorherige Absprache mit der Weltgesundheitsorganisation (WHO)



Reizvolle Widersprüche: Tafelberg mit Bloubergstrand.

bekanntgab, waren die Lancet Laboratories und ihre Mitarbeiter nicht zugegen. Zu gross war offenbar der Wunsch nach wissenschaftlichem Ruhm, als dass sich die Forscher am Kap an eine feste Abfolge der Informationsverbreitung gehalten hätten. Selbst die südafrikanische Regierung wollte ganz vorne mit dabei sein und schickte ihren Gesundheitsminister Joe Phaah-

Kanada akzeptiert nicht einmal mehr PCR-Tests aus Südafrika, sondern besteht auf Tests in einem Drittland.

la an die Front, der die neue Variante vor dem Hintergrund rasant steigender Fallzahlen im Grossraum Johannesburg–Pretoria als «ernsthaft besorgniserregend» bezeichnete.

Die überstürzte Bekanntgabe der Entdeckung des neuen Virus setzte eine verhängnisvolle Kettenreaktion in Gang: Meldungen über angeblich gefährliche Virusmutationen verbreiten sich im digitalen Zeitalter schneller als das infektiöseste Virus. Die Folgen sind für Südafrika ver-

heerend: Noch in derselben Nacht – und noch ehe die WHO tags darauf beruhigend auf den Plan trat – erliess Grossbritannien harte Quarantänevorschriften für Rückkehrer aus Südafrika. Einen Tag später folgten eine Reihe weiterer Länder, darunter Deutschland. (Die Schweiz hat Südafrika wieder von seiner Quarantäneliste gestrichen, aber ein verschärftes Testregime eingeführt.) Die weltweite Abschottung des südlichen Afrika nahm ihren Lauf. Kanada akzeptiert inzwischen nicht einmal mehr valide PCR-Tests aus Südafrika, sondern besteht auf Tests in einem Drittland, was eine ganz neue Form der Diskriminierung bedeutet.

Aids- und Tuberkulose-Forschung

Ironisch ist dabei, dass Südafrika seine Abschottung und Bestrafung ausgerechnet der Expertise seiner Wissenschaftler auf dem Gebiet der Virussequenzierung verdankt – und seiner Bereitschaft, die Ergebnisse sofort an die WHO zu melden. Im Gegensatz dazu ist China in der Vergangenheit bei Pandemien wie etwa Sars, aber auch beim Ausbruch von Corona vor fast zwei

Jahren durch Geheimniskrämerei aufgefallen, ohne dafür bestraft zu werden. Erstaunlich auch, dass das Geschehen in Indien nach Entdeckung der gefährlichen Delta-Variante zu Jahresbeginn erst einmal längere Zeit beobachtet wurde und das Land erst nach vier Wochen ähnlich hart wie jetzt das südliche Afrika nach nur einem Tag abgeschottet wurde.

Ihre Fähigkeit, Viren schnell zu sequenzieren, haben Südafrikas Wissenschaftler bei der jahrelangen Erforschung der Aids- und Tuberkulose-Epidemie am Kap gewonnen – und profitieren nun im Fall des Coronavirus davon. So haben sie ihre bewährten Technologien erfolgreich angepasst, was die ansonsten eher mangelhafte medizinische Infrastruktur in Afrika zum Teil kompensiert. Technisch sei Afrika sicherlich nicht besser auf die Pandemie vorbereitet als der Rest der Welt, sagt Molekularbiologe Christian Happi von der Redeemer's University in Nigeria. Allerdings habe der Kontinent ein besseres Verständnis für gewisse Krankheiten und sei trotz geringerer Ressourcen für die Bekämpfung von Epidemien zum Teil sogar besser gewappnet. Ebola oder das Lassa-Fieber gehörten hier längst zum Alltag.

Lob der WHO

So ist Corona auch eine verpasste Chance für Südafrika. Das Land hätte seine vielerorts unbekannte Stärke auf dem Gebiet der Virussequenzierung viel stärker betonen müssen, etwa bei der überstürzten Bekanntgabe der neuen Variante durch de Oliveira und die Regierung. Als man dies drei Tage später im Rahmen einer Regierungserklärung nachholte, war es längst zu spät, weil Südafrika weltweit bereits als Heimstatt gefährlicher Corona-Mutanten verrufen war. Auch das hohe Lob der WHO und des deutschen Gesundheitsministers Jens Spahn für Südafrikas Offenheit kam zu spät.

Entsprechend empört, aber auch resigniert zeigt sich die Tourismusbranche. Sie verurteilt die Entscheidung der EU für ein Flugverbot nach Südafrika als eine «Kurzschlussreaktion». Ständig würden neue Varianten entdeckt, von denen viele sich später als harmlos erwiesen. Auch sei die am Kap ermittelte Variante schon in vielen anderen Ländern aufgetaucht, aber erst in Südafrika wegen der Expertise nachgewiesen worden – eine Sicht der Dinge, die von Südafrikas führenden Wissenschaftlern geteilt wird.

Die Verzweiflung der Fremdenverkehrsbranche und der Politik über die Abschottung der Region ist auch deshalb so gross, weil der Tourismus inzwischen indirekt fast 9 Prozent zum Sozialprodukt am Kap beisteuert. Er ist damit so wichtig wie der lange Zeit dominierende Bergbau. So beliefert zum Beispiel die Landwirtschaft die Fremdenverkehrsindustrie mit mehr als 50 Millionen Frühstückseiern pro Jahr. Die Autovermieter sind wiederum ein grosser Markt für die angeschlagene Automobilbranche.

Die Pandemie trifft das Land hart: Inzwischen haben mehr als 500 000 Südafrikaner im Zuge der Pandemie ihren Job verloren. Hilfe haben sie keine zu erwarten: Kurzarbeit gibt es in Südafrika nicht, und die staatlichen Covid-Hilfen sind meist vernachlässigbar klein. Harte Zeiten also für eine Branche, die rund 1,5 Millionen Menschen beschäftigt in einem Land, wo die Arbeitslosigkeit jüngst auf den einsamen Rekord von 46 Prozent geschossen ist.

Ob das Land bei geschickterer Kommunikation weniger stark getroffen worden wäre, ist allerdings ungewiss: «Das extrem schlechte Timing bedeutet, dass Südafrika wohl auch dann keine gute Touristensaison gehabt hätte, wenn die Bekanntgabe der Variante weniger chaotisch verlaufen wäre», schreibt die Kolumnistin Hilary Joffe in der Zeitung *Business Day*. Der Regierung fehlen schlicht die Mittel, um dem schwer angeschlagenen Tourismus wirkungsvoll zu helfen. Unter Ex-Präsident Jacob Zuma (2009 bis 2018) wurde der Staat geplündert. Nun droht ein Desaster. Ohne florierenden Tourismussektor wird sich Südafrika kaum von der schwersten Wirtschaftskrise seit fast hundert Jahren erholen.

Ohne Tourismussektor wird sich Südafrika kaum von der schweren Wirtschaftskrise erholen.

Ein Vierteljahrhundert nach dem politischen Umbruch befindet sich Südafrika in einem schwierigen Übergang, ist aber nicht zur einst von Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu beschworenen «Regenbogennation» geworden. Hier verbrüdern sich die Rassen nicht. Die Staatssymbole zeigen, dass die Hierarchie der Rassen

(das Übereinander) von einem Nebeneinander abgelöst wurde. Symptomatisch dafür steht die Nationalhymne: Sie entstand, indem der Choral des schwarzen Befreiungskampfes «Nkosi Sikelel' iAfrika» (Gott segne Afrika) und die burische «Stem» (Stimme), die Hymne des Apartheidstaates, einfach aneinandergelängt wurden.

Gesellschaft auf den Kopf gestellt

Dennoch haben gerade diese Gegensätze und die vielen Widersprüche Südafrikas ihren Reiz. Bei allem Nebeneinander gibt es nämlich im Alltag zumindest oberflächlich auch eine starke soziale Interaktion zwischen den Menschen: Die Fremden werden auf der Strasse gegrüsst, die Kunden in den Geschäften gerne in ein längeres Gespräch verwickelt. Der Autor Denis Beckett hat dies einst so beschrieben: «Das Leben in einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft mit ihren starken Ausschlägen ist irgendwie spannend. Die Dinge sind weniger starr, und man ist nicht, wie etwa in Europa, nur ein Rad im Getriebe, sondern kann als Einzelner noch etwas bewegen.» Und noch etwas sei sicher, fügt Beckett augenzwinkernd hinzu: In Südafrika werde bestimmt niemand an Langweile sterben.

Zu leicht wird bei allen Problemen auch vergessen, welch langen Weg das Land in den letzten dreissig Jahren bewältigt hat. Wenige scheinen sich daran zu erinnern, dass am Kap seit 1990 mit der Abschaffung der Apartheid eine ganze Gesellschaft auf den Kopf gestellt wurde. Überhaupt hat Südafrika eine unglaubliche Fähigkeit zu überraschen – im Positiven wie im Negativen. Keiner hat dies besser zum Ausdruck gebracht als der Schriftsteller Alan Paton, der einst voller Zuneigung über seine Heimat schrieb: «Südafrika ist ein Land, in dem man am Sonntag verzweifeln und am Montag schon wieder hoffen kann.»

«Heute dauert die Zukunft länger. Hoffentlich selbstbestimmt.»

Rolf Dörig
Verwaltungsratspräsident

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

SwissLife

Wellentäler und Wellenkämme

Ich wünschte, ich wäre jetzt am Meer und könnte den Wellen zuschauen.



Auf und Ab aller Teilchen.

Ihr Lachen, das Flackern ihrer Augen, die Form ihrer Hände, all das ist versunken in den lichtlosen Tiefen der Erinnerung, und nur dieser eine Satz bleibt für immer unvergesslich. Es war auf Gozo, an einem Strand in der Nähe von Xlendi. Wir hatten eine kühle Flasche Weisswein dabei, einen Gozo Gerit San Raflu, wir tranken und rauchten in den Sonnenuntergang, und jeder versank, so weit es ging, im anderen. Wir sprachen über Reinkarnation, und ich sagte, ich wüsste nicht, ob ich überhaupt wiedergeboren werden möchte. Sie sagte, als Mensch eher nicht, aber als Welle doch.

Das ist lange her, aber immer noch, wenn ich Wellen sehe, schwappt dieser Satz hoch, jedes Mal. Seit jenem Satz bin ich ein Wellensüchtiger, wenn man so will. Ich sitze dann einfach da, blicke übers Meer und auf die Wellen, diese Reisenden aus dem Irgendwo des Meeres, wie sie rollen, tanzen, dann brechen und schliesslich rauschend auslaufen und im Sand einer Küste, diesen Wellenfriedhöfen, versickern oder mit einem donnernden, wie mit unendlicher Wut erfüllten Schmerzensschrei grandios an einer Hafenanlage oder einem Felsen zerschellen.

Wer in der Betrachtung von Wellen versinkt, strandet immer im Leben, im grossen von allem und im eigenen kleinen. Das mag daran liegen, dass sich seit dem Auseinanderknallen der Singularität vor gut vierzehn Milliarden Jahre alles wellenförmig ausbreitet, es ist ein dauerndes Auf und Ab aller Teilchen, das auch vor Seelen keinen Halt macht. Da sind die Wel-

len des Glücks und jene des Schmerzes, der Gewissheit und der Verzweiflung, jene der Liebe, die in den Hass branden kann, da sind jene, die einen umspülen, und da sind solche, die einen wegweisen und untertauchen lassen.

Espresso mit Sokrates

Wellen sind der Herzschlag von allem, und ihr Rauschen ist die kaum hörbare Melodie des beinahe stummen Universums, Wellen sind der systolisch-diastolische Rhythmus des Seins, sind die Geschichte allen Lebens von der Geburt bis zum Tod. Immer sind wir wie eine Welle, diese Verformung der Wasseroberfläche, getrieben vom Wind, ausgeliefert den Kräften des Mondes und der Sonne. So wie die Wassermoleküle auf ihrer Kreisbahn Wellen formen, so bilden die einzelnen Moleküle unseres Wesens jene Welle, die uns ein paar Jahrzehnte lang durch den Ozean des Daseins trägt, die wir – das ist die Entscheidung, die uns überlassen bleibt – surfen können oder von der wir uns einfach tragen und hin und her werfen lassen können zwischen Wellental und Wellenkamm, bevor sie uns in jenem Moment abwirft, in dem sie stirbt. Platz macht auch, für all jene, die ihr nachfolgen.

Ich wünschte, ich wäre jetzt am Meer und könnte den Wellen zuschauen. Am liebsten auf dem südlichen Peloponnes in Selinitsa im «Agi's», dieser Bar, die jenseits der Strasse ganz nah am Meer eine erhöhte Terrasse hat, und Sokrates würde mir einen Espresso bringen, und

wir sprächen kurz über Benzinpreise, unsere Kinder, den Irrwitz des Weltenlaufs, irgend so was, und dann würden wir zusammen eine Zigarette rauchen und jeder für sich und doch gemeinsam sein Sein in diesem Wintermittellmeer baden lassen, Welle für Welle.

Ich wünschte, ich müsste nicht andauernd über Wellen lesen, diesen Lärm des Rauschens im Blätterwald im Kopf haben, diese Sturzwellen von Zahlen jener, die neu von einer Welle erfasst worden, und jener, die in einer für immer ertrunken sind. Das hat dieses Virus auch geschafft; aus der Welle etwas ausschliesslich Bedrohliches werden zu lassen.

Niemand weiss, wie viele Wellen es gibt auf den Ozeanen und Meeren dieser Welt, und das trägt in dieser Welt, die weiss, wie viele Sterne es gibt und Sandkörner, das Rauschen der Unendlichkeit in sich. Wahrscheinlich sind es Milliarden, vielleicht so viele, wie es Sterne gibt, aber es spielt keine Rolle, weil es im Grunde immer nur eine Welle gibt, die nächste.

Inzwischen bin ich mir sicher, dass ich, wenn ein Mensch mehrmals auf dieser Erde sein muss, das nächste Mal die Gestalt und das Wesen einer Welle haben möchte, die zu Füssen dieser Bar im Süden des Peloponnes für immer versickert. Oder wie das der Wellenwanderer Hermann Hesse in seinem Gedicht «Wie eine Welle» ausdrückte: «So weht mein Leben flüchtig durch die Zeit, ist bald vertönt und mündet doch geheim ins Reich der Sehnsucht und der Ewigkeit.»

PERSONENKONTROLLE

Fehr Düsel, Schulz, Pereira, Berset, Hess, Heer, Nordmann, Orbán, Merkel



Taktisches Dribbling: Nina Fehr Düsel.

Nina Fehr Düsel, Polit-Strategin, ist ein grosser Coup gelungen. Die SVP-Kantonsrätin aus Küsnacht wollte nicht einfach zuschauen, wie die rot-grün beherrschten Städte Zürich und Winterthur auch Ausländer in die Polizeischulen aufnehmen. Wer hierzulande Schweizer Recht durchsetzt, soll nach ihrer Meinung auch Schweizer sein. Die Juristin lancierte flugs einen Vorstoss im Zürcher Kantonsparlament, nach dem die Aspiranten der Polizeischulen im Kanton Zürich zwingend Schweizer Bürger sein müssen. Damit umdribbelte Fehr Düsel elegant die linken Stadtparlamente und die linken Parteien. Mit Unterstützung des Regierungsrats folgte der Kantonsrat ihrem Antrag mit 94 gegen 73 Stimmen. (*mö*)

Matthias Schulz, Vermittler, hatte niemand auf der Rechnung. Typisch schweizerisch-bescheiden, weil er wohl schon zu viel kann und gemacht hat. Der Bayer ist 44 Jahre alt, hat fünf Kinder, studierte Klavier und Volkswirtschaft, hat bei den Salzburger Festspielen auf wichtigen Positionen gearbeitet, dann als kaufmännischer Geschäftsführer und künstlerischer Leiter die Internationale Stiftung Mozarteum aufgefrischt, ehe er Intendant der Staatsoper Unter den Linden in Berlin wurde. 2025 wird er Intendant des Opernhauses Zürich. Bei seiner Präsentation merkte man: Das ist ein Intendant für das 21. Jahrhundert, ein Richtigmacher, der grosse Ideen hat und ein begeisterter Vermittler der Kunstform Oper ist. Nicht ganz unähnlich **Alexander Pereira**: Der war damals, 1991, auch 44. (*bez*)

Alain Berset, Maschinengewehr, redet während der Debatte über die Corona-Pandemie SVP-Nationalrat **Erich Hess** fast schwindlig. Der Berner Nationalrat wollte vom Gesund-



Keine Träne für Merkel: Viktor Orbán.

heitsminister wissen, weshalb die Spitäler zurzeit mit Kapazitätsengpässen konfrontiert seien. Vor einem Jahr seien viermal mehr Spitalbetten mit Covid-Patienten belegt gewesen, auf den Intensivstationen habe man zweimal so viele behandelt. «Wieso hat es vor einem Jahr funktioniert, warum funktioniert es heute nicht mehr?», so Hess. Berset ratterte dann eine Antwort auf Französisch herunter. Verstanden hat man dabei nur, dass es bei der Spitalbelegung rauf- und runtergehe – also fast wie mit Bersets Leistungskurve. Momentan zeigt diese eher abwärts. (*hmo*)

Alfred Heer, *cool man*, zeigte diese Woche betonte Gelassenheit. Ruhig und sachlich erklärte der Zürcher SVP-Nationalrat, weshalb er und seine Partei die Position vertreten, dass die «besondere Lage» nach Epidemien gesetz aufgehoben werden sollte. «Wir stellen fest, dass der Bundesrat und vor allem die Verwaltung eigentlich keinen entscheidenden oder grossen Einfluss auf die Pandemie haben.» Ob diesem Votum verlor SP-Fraktionschef **Roger Nordmann** komplett die Fassung. Wenn die Bundesmassnahmen aufgehoben würden, explodierten die Fallzahlen, die Auslastung der Spitäler und die Zahl der Todesfälle, tobte der Waadtländer. Worauf sein Ratskollege trocken konterte: «Ja, genau, das ist eben diese Panik, Herr Nordmann. Vielleicht sollten Sie einen Tee trinken und sich beruhigen.» (*odm*)

Viktor Orbán, Renegat, freut sich auf die Zeit nach **Angela Merkel**. Mit dem Abschied der Kanzlerin sei die «Ära der Doppeldeutigkeiten, Heimlichtuereien und des Dahintreibens vorbei», schrieb Ungarns Regierungschef. «Die Samthandschuhe werden ausgezogen, es beginnt eine neue Zeit.» (*ky*)

Ein Scherz von der Post

Wer ab dem 1. Januar 2022 ein Schreiben verschickt, muss tiefer ins Portemonnaie greifen. Im August gab die Post bekannt, den Preis für A-Post-Briefe im Standardformat um 10 Rappen zu erhöhen, B-Post-Briefe werden 5 Rappen teurer.

Seit dieser Ankündigung – die erste Anpassung seit achtzehn Jahren – sind fast vier Monate vergangen. Gleichzeitig rückt der Termin immer näher, ab dem die neuen Tarife gültig sein werden.

Kundenfreundlich wäre anders

Wer sich auf die Veränderung vorbereiten und sich bei einer Poststelle mit neuen Briefmarken eindecken will, stellt mit Erstaunen fest, dass die bald benötigten Wertzeichen gar nicht erhältlich sind.

Die Kunden des gelben Riesen können sich heute also nur mit Briefmarken eindecken, die bald nur noch nützlich sind, wenn sie um eine weitere Briefmarke ergänzt werden.



Flop: neue Briefmarke.

Was wie ein Schildbürgerstreich klingt, trifft tatsächlich zu. Eine Anfrage beim Staatskonzern zeigt nämlich, dass das Unternehmen nicht besser geplant hat.

Laut Post-Kommunikationschefin Léa Wertheimer sind sowohl die neuen Briefmarken als auch die ergänzenden im Wert von 5 und 10 Rappen erst ab dem 20. Dezember – also kurz vor den Festtagen – in den Filialen erhältlich.

Immerhin: Im Postshop – also im Internet – sind sie bereits ab dem 13. Dezember zu kaufen. Kundenfreundlich wäre aber sicher anders.

Offensichtlich glaubt die Post, sich diesen Flop leisten zu können. Auch wenn sie dieser Tage viele Kunden ratlos und verärgert zurücklässt.

Marcel Odermatt

MÖRGELI

Schweiz-Verächter an der Spitze

Mit der Schweiz kann er nicht mehr viel anfangen. Und mit dem Begriff Nation noch weniger. Und mit allem, was einen musealen Anstrich trägt, erst recht nicht. Dennoch soll genau er für weitere vier Jahre das Schweizerische Nationalmuseum präsidieren: Soeben hat der Bundesrat den Ex-Diplomaten und früheren SP-Nationalrat Tim Guldemann für eine zweite Amtsdauer in den Museumsrat gewählt, die strategische Spitze der Landesmuseen in Zürich, Schwyz und Prangins.

Dass die Persönlichkeit von Tim Guldemann den Bundesrat auch für die Amtsdauer 2022 bis 2025 begeistert, mag überraschen. Immerhin hat Guldemann exakt diesen Bundesrat jüngst mit Kartoffeln gleichgesetzt, denen die Augen erst aufgehen würden, wenn sie im Dreck steckten. Grund von Guldemanns Zornesausbruch bildete der bundesrätliche Entscheid, den EU-Anbindungsvertrag nicht zu unterzeichnen. Doch dies genügte dem in seinem ganzen Berufsleben steuerfinanzierten Staatsangestellten nicht.

Tim Guldemann gab eine weitere Nettigkeit preis: Er hat die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt und vor kurzem auch erhalten, ist also neuerdings Angehöriger jenes Staates, für den er als Schweizer Botschafter in Berlin hätte die Schweizer Interessen vertreten müssen. Nach eigenen Worten wegen seiner «langjährigen Frustration mit unserer Europapolitik». Guldemann schimpft über die «überbewertete Neutralität» und die «europapolitische Abschottung». Und ist nach eigenem Bekunden «stolz darauf, jetzt auch einen Pass zu haben, auf dem Europäische Union steht».

Nun wird also jemand, der sich demonstrativ von seinem Heimatland abwendet, ja es recht eigentlich verachtet, weiterhin damit betraut, das historische Erbe der Schweiz zu hüten und zu pflegen. Guldemanns SP-Mitgliedschaft ist im Innendepartement von Alain Berset Empfehlung genug. Hoffen wir, dass die grossartigen Bestände unserer Landesmuseen nicht allzu sehr darunter leiden. Und trösten wir uns damit, dass niemand so viel Dummheiten zu hören bekommt wie die ausgestellten Objekte in den Museen.

Christoph Mörgeli

Schuld sind die Weissen

Eine britische Schule unterzog Kinder einer Gehirnwäsche. Nun muss der Rektor gehen. Aber das Ganze ist kein Einzelfall.

Rolf Hürzeler

London
Das Erntedankfest Thanksgiving symbolisiert die Verfolgung der Indigenen in den USA, was politisch verwerflich ist. Alle Menschen weisser Hautfarbe gelten in der gleichen Logik als Unterdrücker, weil ihre Vorfahren mit dem Kolonialismus und der Sklaverei Schuld auf sich geladen haben. Das sind Lehrinhalte an der American School of London (ASL) im Stadtteil St John's Wood. Dies beklagen Eltern, die Kinder aller Altersstufen für 36 000 Franken jährlich in diese Schule schicken. Ihr Protest zeitigte Wirkung, der Schuldirektor muss Ende Jahr gehen.

Der Fall mag aussergewöhnlich erscheinen, ist es aber nicht. Er passt zu einer verbreiteten Tendenz im britischen Erziehungswesen, eine neue Form der Segregation einzuführen und Schüler nach ihrer Herkunft zu definieren. So haben die britischen Universitäten eine Rekrutierungskampagne gestartet, die sich an schwarze Studenten richtet. Statt der akademischen Qualifikation soll künftig auch die Hautfarbe über die Zulassung zu Forschungsprogrammen der Universitäten zählen. Laut den Promotoren schlagen zu wenig Studenten mit afrikanischen Wurzeln eine akademische Karriere ein. Die Universitäten setzen damit auf die *affirmative action*, die umgekehrte Diskriminierung.

Klubwahl nach Hautfarbe

Diese Form der Segregation hat auch an der American School in London Einzug gehalten. So wird den Schülern empfohlen, ihre Klubs nach der Hautfarbe zu wählen, um sich in *affinity groups*, also unter ihresgleichen, wohlzufühlen. Schulklubs sind in den britischen Colleges eine alte Einrichtung, die für die gute Durchmischung von Schülern gleicher Fachinteressen, aber unterschiedlicher Herkunft sorgen soll. Das System wird auf den Kopf gestellt.

«Critical Race Theory» heisst der Fachbegriff, der solche Bestrebungen untermauert. Demnach ist der Rassismus in westlich-kapitalistischen Gesellschaften strukturell verankert. Das angeblich ungerechte gesellschaftliche Machtgefälle ist in der Gesellschaft umzukehren. Im Klartext:

Universitäten sollen Lehre und Forschung auf die Herkunft von Menschen ausrichten und nicht auf akademische Erfordernisse.

Dahinter steht mittlerweile die Mehrheit der Erzieher an den staatlichen Schulen, wie eine Untersuchung des Lehrmittelverlags Pearson ergeben hat: «80 Prozent von 2000 Lehrpersonen im Vereinigten Königreich finden, dass die Schulen mehr tun sollten, um die unterschiedliche Herkunft von Schülern zu thematisieren.» Zwei Drittel des Lehrpersonals verlangen, dass die Bestrebungen von «Black Lives Matter» im Schulalltag vermehrt Beachtung finden müssen.

Mit der Konsequenz, dass sich Kinder mit europäischen Wurzeln als Täter fühlen sollen und ihre Kameraden als Opfer. In diesem Sinn definieren Schulen wie die ASL ihr Bekenntnis: «Die Kinder müssen ein Gefühl für historische und aktuelle Formen der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Blick auf die Ungerechtigkeiten entwickeln.»



Tod und Triage für Alte

Bald werden wir Älteren triagiert und sediert in die ewigen Jagdgründe verabschiedet.



Vor vierzehn Tagen war in Deutschland noch niemand für eine Impfpflicht. Jetzt sind fast alle dafür. Inklusiv Christian Lindner. Widerstand leisten nur mehr die etwas verwirrten Wolfgang Kubicki und Sahra Wagenknecht. Weil die Mehrheiten klar sind, darf im Deutschen Bundestag jede und jeder ohne Fraktionszwang stimmen. Das neue Motto des Christian Lindner: Lieber unter Karl Lauterbach zwangs-impfen als nicht regieren.

Ursula von der Leyen will, dass alle oder die meisten EU-Staaten dem Beispiel von Österreich und Deutschland folgen. Wird wohl so kommen. Umso mehr, als die österreichische Vollbremsung bestens wirkt. Zu Beginn dieser Woche hatte das einstige Corona-Loch Österreich, bezogen auf 100 000 Personen, fast 100 Prozent weniger Neuinfektionen als die Schweiz. Und mehr als 300 Prozent weniger als vor vierzehn Tagen. Faktischer Lockdown, kombiniert mit drohender Impfpflicht, funktioniert schnell und gut.

Wer in Zermatt zehn Tage Ski fahren will, muss bereits bei der Einreise einen PCR-Test vorweisen. Und bei der Ausreise wieder. Nicht wegen Deutschland, sondern wegen der Schweiz. Und jetzt wird nicht nur Lauterbach noch weitere Beschränkungen für die Hochrisikoländer Schweiz und Polen draufsatteln. Vico Torriani sang einst: «Alles fährt Ski». Und Alain Berset trällerte später: «Wir können Corona.» Dieser Alleingang-Hüttenzauber ist vorbei.

Verglichen mit dem nahen, deutschsprachigen Ausland, haben unsere Wildheuer in Bern jede Bodenhaftung verloren. Mit dem Boostern

wurde zu spät begonnen. Viele Ärztinnen und Ärzte streiken faktisch, weil man sie finanziell nicht stimuliert hat. Viele Impfzentren sind personell unterbesetzt. Und die Armee rückt nicht aus. *Caos perfetto.*

Es gibt in der Schweizer Bevölkerung bereits seit zehn Tagen eine Mehrheit für eine Impfpflicht. Diese Mehrheit wird angesichts der Entwicklungen in Österreich und Deutschland täglich grösser. Früher galt für die SVP und ihre

Faktischer Lockdown, kombiniert mit drohender Impfpflicht, funktioniert schnell und gut.

Medien: Das Volk hat immer recht. Gemeint war die Mehrheit des Volkes, wie knapp diese auch immer war. Heute gilt offenbar: Eine Minderheit hat das Recht, die Gesundheit der Mehrheit zu gefährden.

Sobald die Belegung in den Intensivstationen ansteigt, sterben mehr Menschen an Covid. Dies, weil gleich viel Pflegende mehr Covid-Patienten betreuen müssen. Der schleichende Tod steht in den sich automatisch schliessenden Spitaltüren, bevor die Intensivstationen rechnerisch überlaufen.

Das Wahre ist das Konkrete. Zumindest ein bisschen. Schauen wir der Zukunft in die Augen und tauchen wir ein in die Welt meiner engeren Heimat.

Im Spital Visp ist die Intensivstation voll. Operationen müssen verschoben werden. Und neue Covid-Patienten nächstens in andere Spitäler verlegt werden. Bis auch diese voll sind. Und

danach wird flächendeckend triagiert. Triage heisst unnötige Tote wegen der Ungeimpften.

Ich bin inzwischen drei Mal geimpft. Aber auch bei Geimpften kommt es zu Impfdurchbrüchen. Zu zehn bis zwanzig Mal weniger Neuinfektionen als bei Nichtgeimpften. Aber eben doch zu Impfversagen. Ich bin kein junger Hase mehr. Wenn ich eines Tages neben einem jungen SVP-Impfverweigerer im Spitalbett vor der überbelegten Intensivstation liege, wird man diesen retten und mich sediert in die ewigen Jagdgründe verabschiedet. Möchte ich eigentlich noch nicht.

Wer nicht angeschnallt Auto fährt, wird gebüsst. Obwohl er nur sich und nicht die anderen gefährdet. Wer sich nicht impfen lässt, gefährdet nicht nur sich, sondern auch uns, die andern. Warum gibt es eine Gurtenpflicht und keine Impfpflicht?

Der Schweizer Staatsrechtler Rainer J. Schweizer verlangt die Ausrufung der «ausserordentlichen Lage» und die Einführung einer Impfpflicht. Noch erfolglos. Schweizer Politikerinnen und Politiker sind wie Gummibäume. Sie biegen sich nach dem Wind. Sobald die ansteigende Wut der Geimpften gross genug ist, sobald Österreich vormacht, wie es geht, wird die Stimmung kippen.

In Österreich ist der ehemalige Berufsoffizier und Ober-*Tschugger* Karl Nehammer neu Kanzler. Seine Antrittsrede galt dem Kampf gegen die Pandemie.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Die Masken fallen

Immer selbstverständlicher rufen Sozialdemokraten nach einer Impfpflicht in der Schweiz. Cédric Wermuth und Fabian Molina verraten elementare Werte ihrer Partei und des Landes.

Marcel Odermatt



«Entgleisungen eines Parteiapparats»: SP-Politiker Wermuth, Molina.

Österreich will die Impfpflicht im Februar einführen, in Deutschland soll es Mitte März so weit sein. Und auch in der Schweiz wird der Ruf nach dieser ultimativen Waffe im Arsenal der Pandemie-Politik immer lauter. Besonders vernehmlich äussern sich die pazifistischen Sozialdemokraten. Rundheraus erklärte SP-Nationalrat Fabian Molina jüngst im Schweizer Fernsehen: «Eine Impfpflicht ist leider die beste und verhältnismässigste Option, die in dieser schwierigen Situation bleibt. Alle Alternativen sind schlechter.»

«Freiheit oder Diktatur?»

Damit sind die Masken gefallen. Co-Partei-**chef** Cédric Wermuth hatte schon nach der gewonnenen Covid-19-Gesetz-Abstimmung vom 28. November mit der Impfpflicht geliebäugelt. Gefragt nach möglichen Massnahmen, sagte Wermuth, er «schliesse nichts aus». Dieser Tage forderte er nun die Krankenkassen via *Blick* dazu auf, die Kontaktdaten ihrer Versicherten

Bern herauszurücken, um alle zum Impfen anbieten zu können.

Wohlverstanden, wir sprechen hier von derselben Partei, die noch im Juli 2021 die zwangsweise Durchführung von Covid-19-Tests bei abgewiesenen Asylbewerbern prinzipiell ablehnte. «Es handelt sich bei einem hier verlangten Covid-19-PCR-Test um einen wesentlichen Eingriff in die körperliche Unversehrtheit», argumentierte Parteichef Wermuth namens der SP. «Einen entsprechenden Zwang zur Duldung eines solchen Tests halten wir für einen unverhältnismässigen Grundrechtseingriff.»

Damals verweigerten ausreisepflichtige Ausländer einen PCR-Test und entzogen sich so ihrer Ausschaffung aus der Schweiz. Ohne Test waren die Herkunftsländer nicht zur Aufnahme ihrer Bürger bereit. Das Staatssekretariat für Migration wollte deshalb Zwangstests durchführen lassen, was die SP strikt ablehnte. Dieselbe Partei also, die im Sommer von einem «unverhältnismässigen Grundrechtseingriff» sprach, wenn sich rechts-

staatlich abgewiesene Ausländer ein Stäbchen in die Nase schieben lassen sollten, will jetzt, dass sich alle Bewohner dieses Landes auf Befehl der Staatsmacht zwangsimpfen lassen.

Mehr noch: Als Vorreiter schicken die Genossen ausgerechnet Fabian Molina vor, also jenen Parlamentarier, dessen Vater einst vor der brutalen Pinochet-Diktatur aus Chile in die Schweiz flüchtete. Und damit nicht genug: Molina, 31, gab sich in seinen jungen Jahren bislang nicht als Gesundheitsfachmann zu erkennen. Dafür beschäftigte er sich mit Aussenpolitik und fiel mit markigen Aussagen gegen China auf. Im Februar 2021 schrieb er in der *Weltwoche*: «Freiheit oder Diktatur? Menschenrechte oder Kollektivismus? EU oder China? Wir werden uns bald entscheiden müssen.»

Sozialdemokratische Folklore

Nun kennt nicht einmal das kollektivistische China eine Impfpflicht, wie sie Molina in der freiheitlichen Schweiz einführen will. Ausgerechnet ein Sozialdemokrat, der ehemalige deutsche Innenminister Otto Schily, wies dieser Tage darauf hin. In der *Welt* schrieb er: «Ich bin bereits dreimal geimpft und empfehle die Impfung besonders vulnerablen Menschen. Aber eine allgemeine Impfpflicht ist unverantwortlich. Nicht einmal in der sonst so vehement als autoritär gescholtenen Volksrepublik China besteht sie.»

Schily argumentiert, eine allgemeine Impfpflicht würde die schon jetzt erkennbaren Spaltungstendenzen in der Gesellschaft auf hochgefährliche Weise bis hin zu Gewaltausbrüchen verstärken. Das sei nicht zu verantworten. Als ehemaliger Innenminister, zuständig für die innere Sicherheit des Landes (Spitzname: «der rote Sheriff»), wird Schily wissen, wovon er spricht.

Machen wir trotzdem das Gedankenspiel: Wie soll es möglich sein, Unwillige zu impfen? Allein in der Schweiz sprechen wir von zweieinhalb Millionen Menschen. Wenn auch nur zehn Prozent davon das Zwangsaufgebot verweigern würden, müssten die Behörden 250 000 Ordnungsbussen ausstellen. Viele

Impfgegner würden diese Ordnungsbusse wohl noch so gern unbezahlt lassen.

Was dann? Die Leute für ein paar Tage ins Gefängnis werfen, wie das in einem solchen Fall üblich ist? So viele freie Gefängnisplätze gibt es in der Schweiz nicht. Die Ungeimpften stattdessen mit Hand- und Fussfesseln ins Impfzentrum führen, unter Mithilfe des Militärs, weil die Polizei damit überfordert wäre? Zugegeben, das klingt absurd, aber darauf würde es in der Welt der Armeeschaffer Wermuth, Molina und Co. wohl hinauslaufen.

Verrückt ist die ganze Sache auch, wenn man an den Kalten Krieg zurückdenkt. Viele Linke wurden damals staatlich überwacht. Das routinierte Klagen über die Schnüffel-Schweiz mit ihren Fichen gehört heute zur sozialdemokratischen Folklore. Trotzdem wünscht sich Parteichef Wermuth die Auslieferung höchst privater Krankenkassendaten an den Staat.

Angesichts solcher Widersprüche erstaunt es nicht, dass die Chef-Genossen versuchen, von ihrer Corona-Politik abzulenken. Und wie ge-

Nicht einmal das kollektivistische China kennt eine Impfpflicht, wie sie Molina in der Schweiz einführen will.

wöhnlich gehen sie dabei auf die SVP los. So schimpft Fraktionschef Roger Nordmann: «Es ist höchste Zeit, die gefährlichen Entgleisungen eines Parteiapparats nicht länger zu unterstützen, der diese verfluchte Pandemie vor allem als Gelegenheit betrachtet, Marketing zu betreiben, indem er Referenden bemüht und den Anti-Vax-Wahn anheizt.»

Bleiben wir einen Moment bei der SVP. Gemessen an den Pirouetten der SP, politisiert die Volkspartei in dieser Pandemie geradezu gradlinig. Sie sagt sinngemäss: Wer die Krankenhäuser entlasten will, muss nicht alle impfen, sondern diejenigen mit allen Mitteln schützen, die dort mit Corona landen. Das sind seit Beginn der Pandemie fast immer Menschen aus den bekannten Risikogruppen

(hochbetagt, vorerkrankt). Sie brauchen die Impfung, sie benötigen einen Booster. Wichtig dabei: Wer sich impfen lassen will, soll es tun können. Wer die Impfung ablehnt, soll nicht diskriminiert werden.

Jung gegen Alt

So viel zum Anheizen des «Anti-Vax-Wahns» durch die SVP. Warum aber kommt die Debatte über die Impfpflicht gerade jetzt in Fahrt? Das hat zwei Gründe: erstens die Abstimmung vom 28. November, zweitens die Entwicklung in den Nachbarländern.

Beginnen wir mit der Abstimmung. Das deutliche Resultat verstehen viele Volksvertreter als Freipass für die Politik, viel weiter zu gehen, als es vor kurzem noch vorstellbar war. Was dabei vergessen geht: Die grösste Spaltung besteht nicht zwischen Geimpften und Ungeimpften, sondern zwischen Jung und Alt. Wie eine Tamedia-Nachbefragung ergab, lehnten die 18- bis 34-Jährigen als einzige Altersgruppe das Covid-19-Gesetz mehrheitlich ab (56 Prozent Nein-Stimmen). Trotzdem deuten Impfpflicht-Befürworter das Abstimmungsergebnis als Mandat für härtere Massnahmen, und das vor allem gegenüber Jungen. Die Älteren sind nämlich grossmehrheitlich schon geimpft.

Noch stärker wird die Impfpflicht-Debatte durch die Entwicklung in den Nachbarländern beeinflusst. Mit jeder zusätzlichen Massnahme, die insbesondere in Deutschland und Österreich getroffen wird, steigt auch in der liberaleren Schweiz das Verständnis für staatlichen Zwang. In Deutschland ist die Impfpflicht selbst im bürgerlichen Lager salonfähig geworden. FDP-Chef Christian Lindner hatte sich lange gegen einen Zwang ausgesprochen. Inzwischen sagt der neue Vizekanzler, er sei «enttäuscht über die geringe Impfquote» und tendiere zu einer allgemeinen Impfpflicht.

Spektakuläre Kehrtwende

Wie stellen sich Schweizer Bürgerliche dazu? Ist es möglich, dass die Stimmung innert weniger Tage dreht, wie das im Ausland passiert ist? Auch wenn einen die Pandemie gelehrt hat, niemals nie zu sagen, deutet wenig auf einen solchen Meinungsumschwung hin.

Die SVP ist sowieso kategorisch gegen eine Impfpflicht. Auch FDP-Präsident Thierry Burkart sagt: «Eine allgemeine Impfpflicht schliesse ich aus.» Mitte-Präsident Gerhard Pfister erklärt: «Ich lehne eine Impfpflicht entschieden ab.» Halten die Bürgerlichen diese Position, werden Wermuth, Molina und Co. mit ihren Allmachtsfantasien auflaufen. Trotzdem wird man sich noch an ihre Aussagen erinnern. Was die Genossen dieser Tage vollführen, ist wahrscheinlich die spektakulärste Umkehrung aller Werte in der jüngeren Geschichte der Schweizer Politik.



THIEL

Weltverbesserer

Weltverbesserer: Die Welt wird immer schlechter.

Buddhist: Aber du verbesserst sie doch dauernd.

Weltverbesserer: Irgendwie habe ich damit keinen Erfolg.

Buddhist: Heisst das, seit du die Welt verbesserst, wird sie schlechter?

Weltverbesserer: Siehst du da einen Zusammenhang?

Buddhist: Willst du die Welt verbessern, verbessere dich selbst. Jeder Versuch, mehr zu verbessern als dich selbst, verschlechtert die Welt.

Weltverbesserer: Aber schau mal, was der Bundesrat macht!

Buddhist: Der Bundesrat versucht das Gleiche wie du, nämlich die Welt zu verbessern.

Weltverbesserer: Aber mit welchem Resultat?

Buddhist: Mit dem gleichen Resultat wie du, nämlich dass er die Welt damit schlechter macht.

Weltverbesserer: Kann man den Bundesrat denn nicht daran hindern?

Buddhist: Du willst den Bundesrat am Versuch hindern, die Welt zu verbessern?

Weltverbesserer: Wenn er die Welt dabei schlechter macht...

Buddhist: Das geht jedem so, der versucht, die Welt zu verbessern. Das ist ein Naturgesetz.

Weltverbesserer: Kann man den Bundesrat denn nicht zur Vernunft bringen?

Buddhist: Nur der Bundesrat selber kann sich zur Vernunft bringen. Man kann sich nur selbst verbessern. Von anderen verbessert zu werden, ist nicht möglich.

Weltverbesserer: Was können wir denn tun? Gibt es keine Gerechtigkeit?

Buddhist: Müssen wir denn etwas tun? Gerechtigkeit wird dem Bundesrat bei seiner Wiedergeburt widerfahren.

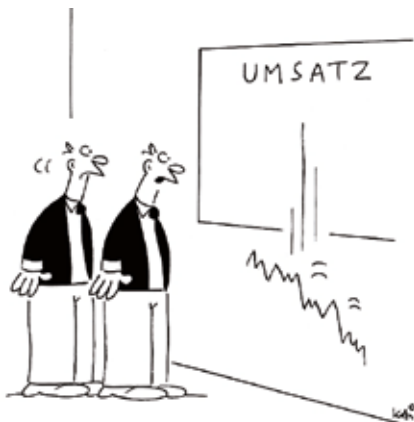
Weltverbesserer: Und was machen wir mit dem Bundesrat, bis er wiedergeboren wird?

Weltverbesserer: Und was machen wir mit dem Bundesrat, bis er wiedergeboren wird?

Weltverbesserer: Und was machen wir mit dem Bundesrat, bis er wiedergeboren wird?

Weltverbesserer: Und was machen wir mit dem Bundesrat, bis er wiedergeboren wird?

Andreas Thiel



„Ja, ja! Im Herbst fallen immer die Chartkurven...“

Im Haus von Pinault

Salma Hayek, 55, hat in «House of Gucci» eine neue Glanzrolle gefunden. Ihrem Milliardärs-Gatten gehört die legendäre Marke. Auch sonst ist ihr Leben ziemlich perfekt.

Marie von den Benken

Als Mädchen schwärmte mir meine Mutter oft von Frida Kahlo vor, einem ihrer Vorbilder. *Role model* würde man heute wohl sagen. Ich konnte mit Frida Kahlo nicht viel anfangen. Insgesamt interessiert man sich als Zwölfjährige nicht sehr für surrealistische Malerei. Ich zumindest nicht. Für Filme dagegen schon. Meine Freundinnen und ich hielten uns beinahe für Intellektuelle, weil wir fanden, dass Film die grösste Kunstform unserer Generation sei. Damals war das wahrscheinlich eher eine Ausrede dafür, jeden Abend Filmklassiker zu schauen, statt Vokabeln zu lernen.

Es gab Schauspielerinnen, die wir besonders mochten. Salma Hayek gehörte dazu. Wir wollten so sexy tanzen können wie sie in «From Dusk till Dawn», den wir heimlich gucken mussten, weil er als besonders gewalttätig galt und als drogenverherrlichend.

Wir sind behütet in Hamburg aufgewachsen. Mit Drogen oder Gewalt hatten wir keine Berührungspunkte. Bei uns galt es bereits als rebellisch, die Schule zu schwänzen. Ob Salma Hayek je die Schule geschwänzt hatte, wussten wir nicht, aber das war egal, denn wie sie da so in Unterwäsche mit einer Schlange tanzte, wussten wir: Diese Frau hat das berühmte gewisse Etwas.

Schwarzer BH und gelbe Federboa

Der Film war damals schon alt, und so faszinierten uns neben Salma nicht Schusswechsel oder Vampire, sondern dass George Clooney so jung aussah und Quentin Tarantino noch cool. Cooler war nur Salma Hayek, also arbeiteten wir uns durch ihre Filmografie.

Wir sahen «Wild Wild West», «Traffic» und entdeckten einen meiner absoluten Lieblingsfilme: «Studio 54». Irgendwann auch «Frida» – was mich zwar meine Mutter verstehen liess, sie (also meine Mutter, nicht Salma Hayek) umgekehrt mich aber nicht: Als ich mit vierzehn Jahren als Santanico Pandemonium zu einer Kostümparty gehen wollte, hatte mein Outfit aus knappem schwarzem BH und gelber Federboa (ich hatte damals keine Schlange zur Hand) ähnlich gute Chancen, von meiner Mutter freigegeben zu werden, wie Andreas Scheuer Chan-

cen hat, zum erfolgreichsten Bundesminister aller Zeiten gekürt zu werden.

Ich versuchte, meine Mutter zu überzeugen, es handle sich um ein Hommage-Kostüm für Salma Hayek, und die sei ja immerhin auch Frida Kahlo gewesen und also quasi Kulturgut. Meine Mutter erläuterte mir, dass, wenn ich jemals beruflich so ein Outfit tragen und anschliessend als Kulturgut bezeichnen würde, ich ganz ande-



Es ist nicht ihre Schuld:
Charakterdarstellerin Hayek.

re Probleme als eine Kostümparty hätte, für die ich dann Outfit-technisch improvisieren müsste. Was nach der Präsentation meines «From Dusk till Dawn»-Outfits sogar gnädig erschien, denn der Gesichtsausdruck meiner Mutter hatte eher die Tendenz «Acht Wochen Hausarrest». Ich kramte ein paar oversized Hoodies und Sweatpants raus (die hiessen damals noch «Joggers») und ging als «Sporty Spice».

Das war aber nicht die Schuld von Salma Hayek, ich konnte sie also weiter bewundern. Spätestens als sie in der TV-Serie «30 Rock» regelmässige Gastauftritte hatte, war sie meine Königin. Sie hatte sich von der mexikanischen

Sexbombe, von der Männer behaupteten, sie sei in erster Linie dafür da, ihre imposante Oberweite ins Bild zu halten, weiterentwickelt. Zur Charakterdarstellerin, die auch Comedy konnte. Und ihre Entwicklung sollte weitergehen.

Lady Gaga, Jared Leto, Al Pacino

Die *Vogue* beschrieb Salma zuletzt als «Schauspielerin, Produzentin, Philanthropin, Superheldin, Mutter und Ehefrau». Da wird es auf der Visitenkarte schon langsam eng. Ihr Ehemann ist der Franzose François-Henri Pinault. Er sieht ein bisschen aus wie ein Londoner Kleinkrimineller, der mit illegalen Boxkämpfen sein Geld verdient hat und inzwischen auf einem Weingut in der Bretagne seinen vorzeitigen Ruhestand geniesst.

Tatsächlich ist er CEO des Luxuskonzerns Kering, dem heute unter anderem die Couture-Häuser Gucci, Saint Laurent, Bottega Veneta oder Balenciaga gehören. Das ist schon beinahe neiderregend perfekt: Salma Hayek sieht gut aus, hat eine Hollywoodkarriere hingelegt, führt eine glückliche Ehe mit einem Milliardär und ist gut gekleidet.

Stichwort Gucci: Natürlich spielt sie, und so schliesst sich der Kreis, auch in «House of Gucci». Im Zusammenhang mit diesem Film haben Salma Hayek und ihre «House of Gucci»-Kollegen Lady Gaga, Adam Driver, Jared Leto, Jeremy Irons und Al Pacino fleissig die Werbetrommel gerührt. Bei allen ging es um die kunstvolle Inszenierung der Geschichte der Gucci-Familie. Nur bei Salma Hayek ging es vornehmlich darum, dass ihre Brüste jetzt grösser aussehen. Es scheint so, als bekäme man die sexy Stripperin aus Salma Hayek raus – aber nicht aus den Köpfen der Presse. Dass so was Kate Winslet, Marion Cotillard, Julianne Moore oder Emma Stone passieren würde, halte ich für ausgeschlossen. Das ist aber ebenfalls nicht die Schuld von Salma Hayek. Sie ist eine Ikone, egal, wie oft andere von ihrem Brustumfang abgelenkt sind.

Marie von den Benken arbeitet als Autorin, Model und Influencerin.

Giftzahn in der Luxusvisage: Seite 66

Rufer in der Wüste

Er stammt aus Guinea und kritisiert die Einwanderung aus Afrika nach Europa. Wenn's sein muss, fordert Kardinal Robert Sarah sogar den Papst heraus.

Lukas Weber

Kardinal Robert Sarah ist in Frankreich eine öffentliche Persönlichkeit. Geboren vor 76 Jahren in Guinea an der afrikanischen Westküste, das damals zum französischen Kolonialreich gehörte, studierte er in den sechziger Jahren Theologie und Philosophie in Nancy. Zurzeit reist er durch Frankreich, um sein neues Buch vorzustellen: «Pour l'éternité: Méditations sur la figure du prêtre» (Für die Ewigkeit: Betrachtungen über die Figur des Priesters).

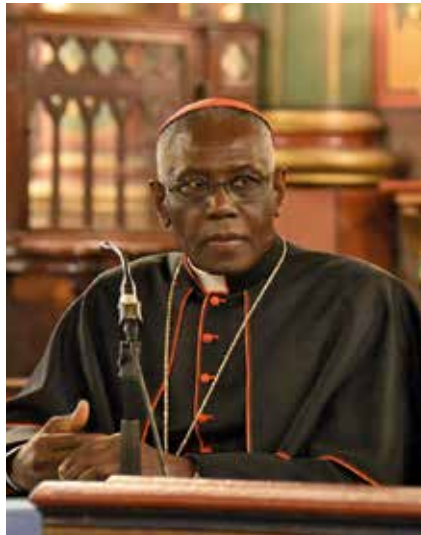
Anlass sind die unzähligen Fälle sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen durch katholische Priester. Eine unabhängige Kommission schätzte kürzlich, 3 Prozent der katholischen Geistlichen hätten sich schuldig gemacht.

Gespür für Zeitfragen

Saraha Motivation für das Buch reicht jedoch weiter. Er möchte das ursprüngliche Verständnis davon, was es heisst, Priester zu sein, wiederherstellen: «Ich habe dieses Buch geschrieben, um sie zu ermutigen, ihre Identität als Priester wiederzufinden, das heisst als Menschen, die von Gott auserwählt wurden, um als Zeichen und Symbol der ständigen Gegenwart Gottes in der Gesellschaft zu fungieren.»

Sarah will den Priestern Mut machen: «Seit Jahren empfang ich viele erschütterte, entmutigte und isolierte Priester. Ich wollte sie in ihrer Berufung stärken.» Viele Gläubige wüssten nicht mehr, was ein Priester sei. «Entweder verachtet man ihn oder verdächtigt ihn, eine angebliche Macht zu monopolisieren, oder man macht ihn wegen seines Aktivismus zum Star. Die Menschen sehen den Priester nicht mehr als das, was er ist: ein Wesen, das ganz auf Christus ausgerichtet ist, ein Bräutigam der Kirche.»

Der Kardinal äussert sich auch zu aktuellen Themen. Scharfsinnig, sprachlich präzise und von einer Sanftheit, hinter der man den Gläubigen spürt, nimmt er jede Frage offen auf und entwickelt dann einen Gedankengang, der nicht nur auf den Punkt antwortet, sondern auch eine tiefere Begründung liefert. Seine Ge-



«Bräutigam der Kirche»: Geistlicher Sarah.

lehrsamkeit, sein Gespür für Zeitfragen und sein pädagogisches Geschick machen ihn über die französischsprachige Welt hinaus zu einer faszinierenden Persönlichkeit.

Kriminelles Geschäft

Die europäische Migrationskrise beschreibt Sarah als dreifache Tragödie: weil Afrika Menschen verliert, die es braucht; weil die Migranten ihr Leben aufs Spiel setzen und Schlepper mit ihnen ein kriminelles Geschäft betreiben;

«Ein Mensch ist würdig, wenn er seinen Lebensunterhalt selbst verdient.»

und weil Europa den Ankommenden keinen würdigen Empfang bietet – weil es zu viele sind, aber auch, weil allein materielle Versorgung nicht genügt. In Saraha Worten: «Ein Mensch ist würdig, wenn er seinen Lebensunterhalt selbst verdient. Man kann die Leute nicht nur schlafen lassen und sie kostenlos pflegen. Das ist keine Nächstenliebe, das ist Bevormundung.»

Europa sei für die Ankommenden heute eine spirituelle Wüste. Es trenne sich zunehmend von den Wurzeln seiner Zivilisation und zerstöre dadurch sich selbst. «Was hat das Abendland hervorgebracht? Das Christentum. Wenn man sagt, man sei nicht mehr christlich, dann ist man wie ein Baum ohne Wurzeln. Ein Baum ohne Wurzeln hat keine Zukunft. Wenn Europa so weitermacht, glaube ich nicht, dass es eine Zukunft hat. Es wird von fremden Völkern überschwemmt werden.»

Messe auf Lateinisch

Die spirituelle Leere, die heute in Europa herrsche, werde vom Progressivismus, verkörpert durch die Gender-Ideologie, und vom Islamismus ausgefüllt. Eric Zemmours These vom «grossen Austausch» klingt wie ein Echo auf Saraha Argumentation. Europas spirituelle Leere und sein subjektivistisches Freiheitsverständnis, so Sarah, treibe die ankommenden Muslime, die darauf nicht vorbereitet seien, geradewegs in die Verachtung der europäischen Gesellschaften und in den politischen Islam.

Mit einigen Positionen steht der Kardinal in Widerspruch zu Papst Franziskus. Als Präfekt der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung rief er 2016 alle Priester dazu auf, die Messe wieder «ad orientem» (gegen Osten, also mit dem Rücken zum Volk) zu feiern, wie es vor 1965 üblich war, denn die Messe feiere Gott, nicht die Gemeinschaft der Gläubigen. Einige Tage später wurde sein Appell vom Heiligen Stuhl korrigiert. Zudem befürwortet Sarah die Verwendung der lateinischen Sprache in der Liturgie, was vom Papst nicht unterstützt wird.

Sarah verteidigt auch die Ehelosigkeit der Priester. Ob sich die Kirche nicht ändern müsse, fragte ihn unlängst ein Journalist. Saraha Antwort könnte nicht deutlicher sein: «Nein, die Kirche verändert sich nicht. Sie wurde aus der durchbohrten Seite Christi am Kreuz geboren. Wir sind es, die sich ändern müssen. Wenn die Kirche heilig ist, kann sie sich nur verändern, um noch heiliger zu werden.»

«Wir sind ein nettes Land»

Die Beziehungen zwischen Russland und Europa sind frostig wie lange nicht mehr. Kreml-Berater Sergej Karaganow sagt, der Westen mache sich ein falsches Bild.

Anne Liebig und Robert Perischa

Weltwoche: Herr Karaganow, haben der Westen und Russland verlernt, miteinander zu reden?

Sergei Karaganow: Wir tun gerne so, als hätten wir nur unsere gemeinsame Sprache verloren. Aber das Problem reicht viel tiefer als das. Es ist weniger ein Verlust von Sprache und vielmehr ein Verlust von Vertrauen: Wir respektieren die modernen westlichen Eliten einfach nicht mehr.

Weltwoche: Das passiert nicht über Nacht. Wann begann dieser Respektverlust?

Karaganow: Ich weiss, wann er für mich begann: Ende 1994, als ich zum ersten Mal von der Nato-Erweiterung erfuhr. Für Russland war das ein Vertrauensbruch. Als die Nato dann 1999 den Rest Jugoslawiens angriff, sahen selbst prowestliche Russen darin eine unverzeihliche Machtdemonstration. Ich erinnere mich, wie Leute sagten, nach Belgrad würde Moskau bombardiert werden.

Weltwoche: Dazu ist es nicht gekommen. Trotzdem ging es mit den Beziehungen weiter bergab. Warum?

Karaganow: Als sich die USA 2002 aus dem ABM-Vertrag [Anti-Ballistic Missile Treaty; Anm. d. Red.] zurückzogen, wurde das als Zeichen dafür gewertet, dass die Amerikaner ihre strategische Überlegenheit zurückerobert wollten. Der Versuch, die Ukraine und Georgien in die Nato zu integrieren, war der Tropfen, der das Fass für Russland zum Überlaufen brachte. Das und die Dummheit unserer amerikanischen Freunde, zu glauben, dass China sich in ein demokratisches Land entwickeln würde. Das war ein strategischer Fehler, so gross wie Hitlers Zwei-Fronten-Krieg oder Napoleons Einmarsch in Russland.

Weltwoche: Das ist der Blick auf die USA. Welche Fehlritte hat Europa gemacht?

Karaganow: Ich möchte daran erinnern, dass die meisten Russen Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre – mich selbst eingeschlossen, obwohl ich zynischer als die meisten meiner Landsleute war – für eine Rückkehr von Russland nach Europa waren. Wohlgerichtet nicht als Teil Europas, sondern als gleichberechtigter Partner. Die einzige Bedingung, die wir hatten,

war die Wahrung unserer Souveränität. Aber die Europäische Union lehnte uns ab. Das war ihr grösster Fehler: Damals waren die meisten noch bereit, in Europa ein Vorbild zu sehen. Heute will fast niemand mehr den jetzigen europäischen Weg gehen.

Weltwoche: Und welchen europäischen Weg wollte Russland gehen?

Karaganow: Den von Konrad Adenauer, Charles de Gaulle und Willy Brandt. Wir folgen heute unterschiedlichen ideologischen Trends: Während die Russen versuchen, Europäer der alten Garde zu sein, bewegt sich der Westen in Teilen auf eine posteuropäische Phase zu. Das



Sergej Karaganow.

soll nicht heissen, dass wir Europa nicht mehr mögen. Kulturell werden wir uns immer nahe sein. Aber auf sozialer und politischer Ebene sind wir weitgehend Asiaten. Das wurde in den letzten Jahrhunderten als Makel gesehen, aber eigentlich ist es ein Wettbewerbsvorteil. Wir können uns von der europäischen, ineffektiven Art von Demokratie distanzieren, die unter Stressbedingungen immer versagt und weitgehend antimeritokratisch ist.

Weltwoche: Was heisst das für Russland und den Westen?

Karaganow: Im Grunde befinden wir uns gerade mitten im dritten Kalten Krieg.

Weltwoche: Wieso der dritte?

Karaganow: Der erste begann 1917, mit dem Machtantritt der Bolschewiken, und der zwei-

te nach 1945. Der wesentliche Unterschied ist, dass es jetzt keine zwei Blöcke mehr gibt. Die wird es auch nicht mehr geben – unabhängig irgendeiner Rivalität zwischen China und den USA. Die Vorstellung vom ideologischen Patt zwischen Demokratie und Autoritarismus ist hanebüchen, denn Kapitalismus und Demokratie sind ein Widerspruch in sich selbst. Bei dem einen geht es um Ungleichheit, bei dem anderen um gleiche Rechte. Tut man so, als könnten beide ewig nebeneinander existieren, kommt es zu einer Scheindemokratie. Und dann ist da noch die Tatsache, dass der Einfluss des alten Westens dramatisch geschrumpft ist.

Er bewegt sich ausserdem auf eine posthumane Phase zu, die uns in Zukunft Grund für eine ideologische Auseinandersetzung bieten könnte. Russland will nicht posthuman sein. Wir wollen normal sein, menschlich. Und das bedeutet, unsere Geschichte anzuerkennen und den Menschen in den Dienst der Familie, der Gemeinschaft, des Vaterlands und der Welt zu stellen – und in den Dienst an Gott, sofern man an ihn glaubt.

Weltwoche: Der Kalte Krieg könnte sich also in einen heissen Krieg verwandeln?

Karaganow: Ja, die Wahrscheinlichkeit ist sehr hoch. Einerseits verschieben sich die Machtverhältnisse in der Welt so schnell wie nie zuvor. Andererseits sehen wir uns mit einer neuen Generation hochentwickelter Waffen konfrontiert, Drohnen zum Beispiel oder Hyperschallwaffen, die nicht abgefangen werden können. Jetzt, wo wir die Einzigen sind, die solche Waffen besitzen, wird das nicht als Bedrohung angesehen, nur als Instrument der strategischen Abschreckung. Aber bald werden mehrere Staaten solche Waffen entwickeln. Und es gibt ein Phänomen, das ich als «strategischen Parasitismus» bezeichne: Menschen und Eliten gehen viel zu leichtfertig mit der Gefahr eines Krieges um. Sie glauben, dass siebzig Jahre Frieden – dank Atomwaffen, purem Glück und der Weisheit einer Generation, die Krieg erlebt hat – ewig andauern werden. Die gute Nachricht ist, dass Russland diesen Kalten Krieg wohl gewinnen wird, gemeinsam mit China.



«Ein viel angenehmerer, freierer Ort»: Präsident Putin.

Weltwoche: Wie wird dieser Sieg aussehen?

Karaganow: Nicht wie «Chinesische Truppen marschieren über die Champs-Élysées». Nein, ein Sieg wäre, dass sich der Westen an seine neue Position in der Welt anpasst, ohne dass wir einen verzweifelten Gegenangriff abwehren müssen. Europa wird zerbrechen – die Frage ist nur, ob es wie üblich mit Kriegstreiberei reagiert.

Weltwoche: Den Vorwurf der Kriegstreiberei gibt es im Westen auch gegen Russland.

Karaganow: Das ist uns egal. Wirklich. Es ist geradezu unterhaltsam, wie die westliche Presse uns verteufelt. Ja, bei uns gibt es alle Arten von Korruption. Ja, wir sind immer noch nicht sehr reich. Aber das Bild, das der Westen von uns zeichnet, ist nicht einmal verzerrt – es ist einfach nur falsch. Wir sind ein nettes Land. Wir sind kein bedrohlicher Haufen von Verbrechern. Ich finde es pervers, dass ausgerechnet die Nato-Länder – die offene Aggressionen gegen das ehemalige Jugoslawien, den Irak und Libyen begangen haben – Moskau Aggressivität vorwerfen.

Weltwoche: Wie passen die Ukraine, Georgien und Syrien in das Bild des netten Russland?

Karaganow: In Syrien haben wir die neuen Fähigkeiten unserer Streitkräfte unter Beweis gestellt und Terroristen fernab unserer eigenen Grenzen bekämpft. Wir haben ausserdem gesehen, dass Farbrevolutionen zu schwachen Marionettenregimes und Leid für Millionen von Menschen führen. Georgien und die Ukraine zählten einst zu den reichsten Sowjetrepubliken. Heute ist die Ukraine das zweitärmste Land

Europas, gemessen am Pro-Kopf-Einkommen. Georgien geht es ähnlich. Indem wir eine Nato-Erweiterung verhindern, stärken wir den internationalen Frieden – das macht uns quasi zu den wichtigsten Friedensstiftern für die Welt.

Weltwoche: Sie haben vorhin China erwähnt. Wie wird diese Partnerschaft aussehen?

Karaganow: Die sino-russischen Beziehungen sind ein wertvoller geostrategischer Vorteil. Umgekehrt gilt das auch. Wir bieten China die nötige strategische Tiefe, die es für seine Konfron-

«Ich weiss, was der Westen tun sollte, aber ich weiss auch, dass er es nicht tun wird.»

tation mit den USA braucht. China hat eine sehr gute Chance, diese Konfrontation zu gewinnen. Wenn es das tut und diese Position der Stärke nutzt, um eine Position als «Erster unter Gleichen» in Gross-Eurasien zu erreichen, dann sehe ich für die kommenden Jahrzehnte eine äusserst fruchtbare russisch-chinesische Bruder- oder Schwesterschaft.

Weltwoche: Und was ist, wenn China am Ende als Verlierer dasteht?

Karaganow: Wenn China in der Konfrontation mit den USA ins Hintertreffen zu geraten droht, wird Russland noch enger an China heranrücken müssen. Wir können uns einen siegreichen Westen nicht leisten, denn wir haben ja gesehen, was passiert ist, als sich der Westen das letzte Mal für siegreich hielt: eine

Aggression nach der anderen. Selbst wenn wir uns also auf dieses Kräftemessen mit China einlassen – Freunde werden wir definitiv bleiben.

Weltwoche: Kann der Westen noch irgendetwas tun, um die Lage zu verbessern?

Karaganow: Wissen Sie, ich gebe unseren westlichen Freunden keine Ratschläge mehr – es ist einfach sinnlos. Ich weiss, was der Westen tun sollte, aber ich weiss auch, dass er es nicht tun wird. Er sollte einfach begreifen, dass er nicht mehr die Nummer eins in der Welt ist, und sich damit abfinden, künftig nur noch eine der führenden Positionen einzunehmen – nicht die führende Position in der Welt. Als die Sowjetunion zusammenbrach – aus Gründen, die sie selbst zu verantworten hatte –, wurde die Überlegenheit des Westens wieder sichtbar, aber die Grundlagen dieser Dominanz schwinden nun rapide: Zum einen ist der Kapitalismus zum Stillstand gekommen, zum anderen sind die westlichen Eliten verkommen.

Die Menschen wählen ohnehin so gut wie nie echte Führer – ich glaube, das ist in der gesamten Geschichte nur bei Churchill und Roosevelt und einigen deutschen Nachkriegs-Bundeskanzlern der Fall gewesen. Der Westen steht also an der Spitze einer umfassenden Krise, die für Russland und China deshalb weniger schlimm ist, weil wir sozusagen kapitalistische Juniorländer sind.

Weltwoche: *Game over* für die Vorherrschaft des Westens also. Was heisst das für die Zukunft der Weltordnung?

Karaganow: Wenn wir zehn bis fünfzehn Jahre in die Zukunft blicken, ergibt sich ein ganz anderes Bild als heute. Mittel- und Südeuropa werden sich in Richtung Gross-Eurasien orientieren, während Nordwesteuropa wahrscheinlich Teil einer Pax Americana sein wird.

Die deutsche Frage wird in diesem Zusammenhang wieder auftauchen, wie sie das irgendwie immer tut. Aber das wird das neue Normal sein, bis wir eine neue Weltordnung schaffen – vielleicht durch die Bildung neuer Institutionen, vielleicht durch die Schaffung neuer Regeln. Unsere Partner im Westen sprechen gerne von einer regelbasierten Weltordnung, aber das ist wiederum ein Widerspruch in sich: Sie sprechen von Regeln, die vom Westen vorgeschlagen werden, denen nur wenige zustimmen und die oft gegen Uno-Völkerrecht verstossen. Wir kämpfen also derzeit um die Plattformen, auf denen wir diese neue Weltordnung aufbauen werden. Ich bin jedoch ein Optimist: Wenn wir einen grossen Krieg vermeiden, dann bin ich überzeugt davon, dass die Welt ein viel angenehmerer und freierer Ort sein wird. Nicht unbedingt für das Individuum, aber für die Nationen.

Anne Liebig und Robert Perischa sind Redaktoren beim österreichischen Magazin *Der Pragmaticus*, wo dieser Text zuerst erschienen ist.

Schweizer Radio verunglimpft Kroatien

Der Staatssender berichtet skandalös einseitig über das befreundete Balkanland – weil es keine illegale Migration in die EU duldet.

Alfred Heer

Im «Echo der Zeit» von Radio SRF vom 3. Dezember 2021 wurde ein sechsminütiges Interview mit einer angeblichen «Investigativjournalistin» namens Nicole Vögele geführt. Ihre investigative Leistung bestand in Zitaten aus einem 39-seitigen, öffentlich publizierten Bericht des Anti-Folter-Komitees des Europarats über die Situation in Kroatien. Dieses Komitee hat Kroatien vom 10. bis 14. August 2020 besucht.

Der Bericht kritisiert die kroatischen Behörden in Bezug auf die Behandlung von Flüchtlingen, die den Weg ins ersehnte Westeuropa auf der Balkanroute suchen. Das Anti-Folter-Komitee ist eine wichtige Institution des Europarates und leistet gute Arbeit für Personen, die interniert oder in Haft sind. Dazu zählen auch Personen, die temporär und ohne formelle Anklage von der Polizei angehalten werden, wie dies in Kroatien passiert. Der Bericht empfiehlt den kroatischen Behörden verschiedene Massnahmen, um die Situation zu verbessern.

Kandidat für Schengenraum

Die Journalistin Nicole Vögele berichtete des Langen und Breiten über Missstände in Kroatien, die schon von Menschenrechtsorganisationen kritisiert worden sind. Eine offizielle Stellungnahme der kroatischen Seite kommt im Radiobeitrag nicht vor – dafür eine einseitige Verurteilung durch das Schweizer Radio. Bei den mutmasslichen Übergriffen gegen Flüchtlinge handelt es sich um Stockschläge, Rückführungen an die Grenze zu Bosnien-Herzegowina oder Serbien in nicht genügend ausgestatteten Transportfahrzeugen oder um die angeblich nicht sauber erfassten Zahlen der Rückschaffungen.

Kroatien ist gegenwärtig Kandidat für die Aufnahme in den Schengenraum. Die EU erwartet von diesem Land, dass es ganze Arbeit auf der Balkanroute leistet, damit der Zustrom von Migrantinnen nach Westeuropa nicht zunimmt. Auch wenn dies in der EU niemand offen ausspricht, ist es eine Tatsache: Weder Österreich noch Deutschland noch Frankreich noch andere Länder haben ein Interesse, dass sich der Millionenmarsch von 2015 wiederholt. Man ist dort vielmehr dankbar, wenn Kroatien die

EU-Aussengrenze – als noch nicht assoziiertes Schengenland – in einer Testphase sichert.

Bei den mutmasslich mit Schlägen misshandelten Personen handelt es sich um junge Männer, die aus Afghanistan, dem Iran, Bangladesch, Pakistan, Algerien und Marokko stammen. Die EU unterhält eine eigene Menschenrechtsorganisation in Wien namens FRA. Diese wäre zuständig, um Missstände in einem EU-



Einseitige Verurteilung:
SRF-Journalistin Vögele.

Land zu beheben. Die EU-Freunde beim Staatssender SRF hätten vielleicht auch thematisieren können, dass die EU Kroatien offensichtlich freie Hand lässt, wenn es darum geht, Flüchtlinge mit illegalen Methoden abzuschrecken.

Es ist eine Tatsache, dass kriminelle Schlepperbanden den Balkanraum bewirtschaften. Personen aus Algerien, Marokko und andern Staaten, die via Kroatien nach Westeuropa einreisen wollen, sind ganz offensichtlich darauf angewiesen, dass diese Route «organisiert» betrieben wird. Naheliegender ist die Einreise aus diesen Ländern per Flugzeug in die Türkei und von dort aus illegal über die Balkanroute.

Diese unkontrollierte illegale Einwanderung muss unterbunden werden. Wir wissen vor allem bei jungen Männern nicht, wer nach Euro-

pa einreist. In vielen Fällen sind es Wirtschaftsflüchtlinge, vielfach aber auch Kriminelle und in Einzelfällen sogar Terroristen.

Millionen für kriminelle Schlepper

Heute muss jeder Schweizer beim Trinken eines Kaffees ein Zertifikat und einen Ausweis zeigen. Unser Staatssender SRF ist an vorderster Front dabei, wenn es um Panikmache und Einschränkung der Freiheiten der eigenen Bürger geht. Gleichzeitig sind wir heute so weit, dass täglich mehrere Personen, mehrheitlich aus Afghanistan und Syrien, in Zügen aus Österreich einfach so in die Schweiz einreisen können, ohne

Wir wissen vor allem bei jungen Männern nicht, wer nach Europa einreist.

je kontrolliert zu werden. Das Versagen der EU ist augenfällig: Sind die Personen einmal im Schengenraum, geht jede Kontrolle verloren.

In der Schweiz werden die Personen zwar registriert, reisen aber in der Regel innert 24 Stunden organisiert weiter, ohne dass man Kenntnis davon hätte, wohin sie weiterziehen. Nach der Logik unseres Staatssenders sollten wohl alle Flüchtlinge völlig ungehindert nach Westeuropa immigrieren dürfen.

Kroatien hat als EU-Aussengrenze die wichtige Aufgabe, ein Bollwerk gegen die organisierte illegale Migration zu errichten. Dass dies gemäss den Normen des internationalen Rechts erfolgen muss, ist klar. Es geht aber nicht an, dass NGOs und Medienschaffende des Schweizer Staatssenders die Augen vor der ungebremsten, unkontrollierten Massenimmigration verschliessen. Um gleichzeitig einen Bericht des Anti-Folter-Komitees für ihre politischen Absichten zu missbrauchen, auf einen Kleinstaat der EU einzudreschen und die EU als eigentlichen Problemverursacher von jeder Kritik zu verschonen.

Alfred Heer ist SVP-Nationalrat und Mitglied des Europarats.

Brüsseler Weihnachtsstimmung

Obwohl ich Weihnachtsfan bin, will die besinnliche Stimmung nicht so recht aufkommen.



Ist Ihnen schon weihnachtlich zumute? Ich kann mir nicht helfen, aber bei mir wollte sich die besinnliche Stimmung bis dato nicht so recht einstellen – und das, obwohl ich ein ausgesprochener Weihnachtsfan bin und dazu recht anspruchslos, wenn es um die Dinge geht, die bei mir ein wohliges Gefühl der Besinnlichkeit erzeugen.

Irgendwo zwischen der Absicht der Europäischen Union, Worte wie «Weihnachten», «Maria und Josef» streichen zu wollen, und der 2-G-plus-Regelung für Weihnachtsmärkte in Niedersachsen muss sie verlorengegangen sein.

Dabei haben wir hier in Niedersachsen noch Glück: In anderen Bundesländern hat man alle Weihnachtsmärkte komplett abgesagt, weil die Gefahr, sich als Geimpfter im Freien am Glühweinstand an Corona zu infizieren, anscheinend höher ist als beim Gruppenkuscheln freitag-nachmittags in der Moschee. Für Gotteshäuser gelten nach wie vor die guten alten AHA-Regeln, also Abstand halten und Hygiene beachten.

Wer das kontrolliert, weiss keiner so genau. Die Polizei, zumindest hier in der Region, scheint eher damit beschäftigt zu sein, den Frisuren und Gastronomen auch noch das letzte bisschen Geschäft mit Corona-Kontrollen zu vermiesen. Für die Wirtschaft hat man in Deutschland bekanntlich schon lange nichts mehr übrig, für Selbständige schon gar nicht.

Einen Tag vor dem Startschuss hat man den Schaustellern in Brandenburg mitgeteilt, dass die Weihnachtsmärkte abgesagt seien. In anderen Bundesländern lief es ähnlich. Für viele bedeutet das den finanziellen Ruin, weil die Ware bereits gekauft wurde. Zu weit weg für

Politiker, die zumeist keinen einzigen Tag in der freien Wirtschaft tätig waren.

Selbst in meiner Hundeschule, die ich mit dem neuesten Familienzuwachs namens Suki besuche, gilt nun «2 G plus». Auf einem riesigen Platz im Freien, auf dem man mal mit vier, mal mit sechs Personen in einem grossen Abstand zueinander steht. Wer das noch versteht, dem ist nicht zu helfen.

Beim Floristen versucht man, das wirtschaftliche Debakel anders zu kompensieren: 69 Euro

Niemand würde ernsthaft fordern, das Wort «Ramadan» zu streichen.

sollte hier, einen Tag vor dem zweiten Advent, ein lieblos dekoriertes Adventskranz kosten. Als wäre man mit horrenden Spritpreisen, Rekordstromkosten und teuren Lebensmitteln als Verbraucher nicht schon gestraft genug.

Das Leben ist teuer geworden in der Bundesrepublik. Sein Haus üppig zu beleuchten, kann die Privatinsolvenz bedeuten. Und auch in meiner ursprünglichen Heimat Goslar hat man inzwischen beschlossen, auf eine dezentere Weihnachtsbeleuchtung zu setzen. Dass es dort auch in diesem Jahr keinen Weihnachtsmarkt gibt, ist nur konsequent. Ja, auch der Staat muss den Gürtel enger schnallen. Ausser natürlich, wenn es um die Weltrettung oder steuerfinanzierte sprachliche Leitfäden für eine gendergerechte und «kultursensible» Gesellschaft geht.

«Kultursensibel» gilt im Übrigen in Deutschland nur für andere Kulturen. Das werden Sie womöglich bereits an dem unsensiblen Umgang mit Weihnachten bemerkt haben. Niemand würde ernsthaft fordern, das Wort «Ramadan» zu streichen. Im Gegenteil: Wenn es um den muslimischen Fastenmonat geht, kann gar nicht genug kulturspezifische Sprache verwendet werden. «Eid Mubarak!», wünscht der Bundespräsident jedes Jahr. Hach, Muslim in Deutschland müsste man sein.

Und vielleicht ist das die Lösung für unsere Probleme: Statt – wie von der EU vorgeschlagen – Maria und Josef in «Malika und Julio» umzutaufen, sollten wir sie vielleicht in «Melek und Jusef» umbenennen und das christliche Weihnachtsfest kurzum zur muslimischen Tradition erklären. In einem Land, in dem immer noch behauptet wird, dass die Türken nach dem Krieg Deutschland aufgebaut hätten, dürfte das doch sicher kein Problem sein.

Im Prinzip ist die sprachliche Streichung des höchsten christlichen Festes doch sowieso nur die logische Konsequenz aus all dem, was ich eben beschrieben habe. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass der Leitfaden nach öffentlicher Kritik vorerst zurückgezogen wurde.

Vielleicht sollten wir westlich geprägten Menschen uns endlich selbst canceln, indem wir die eigenen Werte und Traditionen so lange verleugnen, bis sich niemand mehr diskriminiert fühlen kann. Alle anderen Erwägungen wären zutiefst rassistisch. Und ein Gutes hat das Ganze ja: Sie müssen dann endlich nicht mehr «Last Christmas» von Wham! im Radio ertragen.

Krieg um die Stradivari

Im Umfeld des Zürcher Kammerorchesters tobt ein Streit um Macht und Geld. Es geht um eine äusserst kostbare Violine.

Christoph Mörgeli

Eigentlich wollte Antonio Stradivari (1648–1737) nur Gutes tun. Der begnadete Geigenbauer beschenkte die Welt mit Saiteninstrumenten von einer Qualität und Klangfülle, wie sie bis heute unerreicht geblieben sind. Eigentlich wollte auch der begnadete Dirigent Edmond de Stoutz (1920–1997) nur Gutes tun. Er beschenkte die Welt mit dem Zürcher Kammerorchester, das bis heute auch international einen hervorragenden Ruf besitzt. Dieses Jahr ist jedoch innerhalb von zwei diesem Ensemble nahestehenden Vereinen ein heftiger Krach ausgebrochen, der das Ansehen des «De-Stoutz-Orchesters» dauerhaft zu beschädigen droht.

Die Vorwürfe von Sohn Louis de Stoutz wiegen schwer: «Leider haben es Regula Pfister und Kathrin Martelli geschafft, mit Hilfe von Lügen und Desinformation die wahren Freunde des Zürcher Kammerorchesters abzuwählen.» Er hat inzwischen seine enge Bindung aus Protest gelöst: «Ich verspüre keinen Anreiz mehr, mich für ein Orchester einzusetzen, das sich widerstandslos von rücksichtslosen Politikern missbrauchen lässt.» Tatsächlich wurde an der Generalversammlung vom 22. November auf Antrag der früheren freisinnigen Kantons- und Gemeinderätin Regula Pfister der amtierende Vorstand der Gönner und Freunde des Zürcher Kammerorchesters (GFZKO) durch ein Drittel der anwesenden Mitglieder abgewählt. Dieser Abwahl ging eine hässliche, auch öffentlich im *Tages-Anzeiger* ausgetragene Schlamm-schlacht voraus.

Scheingeschäft gegen Überschuldung

Das Zürcher Kammerorchester wurde 1945 von Edmond de Stoutz gegründet und umfasst heute 28 fest angestellte Berufsmusiker. Es war über Jahrzehnte das einzige vollamtliche Orchester der Welt ohne staatliche Unterstützung. Echte Kultur – so das Credo von de Stoutz – dürfe nicht Angelegenheit des Staates sein, sondern müsse privater Initiative überlassen bleiben. Bei einem Aufwand von 6,5 Millionen Franken steuern aber mittlerweile Stadt und Kanton Zürich rund 3,3 Millionen, Spender und Sponsoren 1,57 Mil-



Schätzwert von 8,5 Millionen Franken: Konzertmeister Zimmermann mit Geige.

lionen bei. Die Freundesvereinigung (GFZKO) aus dem guten Zürcher Bürgertum hatte in den vergangenen sechzig Jahren nicht nur finanzielle Unterstützung zum Ziel, sondern war immer auch Seismograf und Berater für die operative Kraft, den Verein Zürcher Kammerorchester (ZKOV). Dieser wird durch alt Stadträtin Kathrin Martelli (FDP) présidiert.

In der Rolle von wohlmeinenden, aber dennoch kritischen Beratern und Begleitern stell-

te der Freundesverein im Mai fest, dass in den Jahresrechnungen 2016 bis 2018 des Orchestervereins grobe Unregelmässigkeiten vorgekommen seien. Die drei wichtigsten sind, so der Vorwurf, dass das bilanzierte Vermögen an Instrumenten innert dreier Jahre von 299 000 auf 712 000 Franken gestiegen ist – ohne dass nennenswerte Neuanschaffungen getätigt wurden. Der Notenbestand wurde per Ende Juli 2018 mit 280 000 Franken ausgewiesen, wobei

die Musiker ihre Noten längst ab iPads lesen. Und 2018/19 wurde angeblich ein Scheingeschäft von 249 000 Franken getätigt, um die drohende Überschuldung abzuwenden.

Die Freunde suchten das Gespräch mit Kathrin Martelli und schlugen im Mai 2021 einen Besprechungstermin vor, um zu beraten, wie diese Jahresrechnungen nachträglich korrekt korrigiert werden könnten. Doch ein Gespräch endete ergebnislos. Beide Seiten beschuldigten sich in der Folge gegenseitig, den *Tages-Anzeiger* mit Interna gefüttert zu haben.

Der Freundesverein wirft dem Orchesterverein mittlerweile vor, dieser nutze den falschen Vorwurf der Indiskretion, um die kritischen, lästig gewordenen Freunde loszuwerden. Kathrin Martelli und vor den Kulissen ihre Vertraute und Parteikollegin Regula Pfister trommelten einen neuen Vorstand zusammen. An der Generalver-

Manche Kenner vermuten hinter der Kaltstellung des bisherigen Vorstands einen perfiden Plan.

sammlung wurde der ehrenamtlich tätige Vorstand des Freundesvereins beschuldigt, mit dem Gang an die Presse einen Imageschaden verursacht zu haben, und ohne Dank abgewählt.

2023 müssen die neuen Subventionen für das Zürcher Kammerorchester gesprochen werden. Eine Offenlegung von Unregelmässigkeiten in den Jahresrechnungen wäre da höchst unwillkommen.

Manche Kenner vermuten hinter der Kaltstellung des bisherigen Vorstands der Freundesvereinigung durch Martelli und Pfister einen perfiden Plan: Die Freunde besitzen dank einer grosszügigen Schenkung eine der seltenen, überaus wertvollen Stradivari-Geigen – sie erreicht einen Schätzwert von 8,5 Millionen Franken. Um diese einzigartige Violine gehe letztlich das ganze Theater rund um das Zürcher Kammerorchester. Denn laut Statuten würde diese Stradivari bei Auflösung des Freundesvereins in den Besitz von Martellis Orchesterverein übergehen. Kathrin Martelli meint dazu: «Ich nehme an, dass es bei der jetzigen Organisationsform bleibt.»

Louis de Stoutz formuliert es so: «Der nächste Schritt ist, den Freunden die Unabhängigkeit zu nehmen und sie als Fanklub in den Orchesterverein zu integrieren.» Damit würden zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: die lästigen Freunde und Gönner loszuwerden und mit dem Verkauf der Stradivari die künftigen Verluste zu decken. Bei einem ambitionierten Budget von 6,5 Millionen Franken bei lediglich 1,6 Millionen Franken Einnahmen aus dem Ticketverkauf ist eine Überschuldung die logische Folge.

Der abgewählte Finanzchef des Freundesvereins, der Steuerberater Peter Lüthgen, hat bereits vor der Generalversammlung als Privatperson

einen Strafantrag zuhanden der Staatsanwalt eingereicht. Er wirft dem Orchesterverein nicht weniger als Falschbilanzierung, Konkursverschleppung, Gläubigerbenachteiligung sowie Kredit- und Subventionsbetrug vor. Ausserdem machte Lüthgen die Zürcher Kantonalbank schriftlich auf die aufsichtsrechtlichen Risiken einer auf strafbaren Handlungen beruhenden Kreditgewährung aufmerksam.

Strafantrag eingereicht

Sollte der neu gewählte Vorstand, so der Strafantrag Lüthgens, Vermögenswerte der Freundesvereinigung auf den Orchesterverein übertragen, «zum Beispiel durch Belehnung der Stradivari», werde er gegen die neuen Vorstandsmitglieder unverzüglich einen neuen Strafantrag «nunmehr wegen ungetreuer Geschäftsbesorgung» einreichen. Zwar seien Zuwendungen der Freundesvereinigung an den Orchesterverein grundsätzlich durch die Statuten gedeckt. Im Fall eines Konkurses des Orchestervereins würden die Vermögenswerte aber nicht diesem zufließen, sondern der Befriedigung der Ansprüche der Gläubiger dienen. Kathrin Martelli, Präsidentin des Orchestervereins ZKOV, hält dagegen: «Die Rechnungen des ZKOV sind revidiert und von den Mitgliedern jeweils an den Mitgliederversammlungen diskutiert und abgenommen worden.»

Willi Zimmermann, der Konzertmeister des Orchesters, spielte in der Fehde eine Nebenrolle, die dem Vertrauen in die Corporate Governance ebenfalls nicht gedient hat. Er hatte sich noch vor Bekanntwerden der mutmasslichen Schummeleien in der Jahresrechnung aus dem Vorstand der Freunde und Gönner zurückgezogen, um sich ganz auf seine Rolle als Konzertmeister und angehender Vater zu konzentrieren.

Die Mutter seines im Frühjahr geborenen Kindes ist niemand anderes als die künstlerische Leiterin des Zürcher Kammerorchesters, Lena-Catharina Schneider – die direkte künstlerische Vorgesetzte von Konzertmeister Willi Zimmermann.



«Also ich weiß nicht... Deine figurformende Unterwäsche törnt mich nicht gerade an...»



INSIDE WASHINGTON Brüderliche Liebe

Einst von CNN-Chef Jeff Zucker als «perfekter Kabelnachrichtensprecher» gefeiert, ist der ehemalige Primetime-Star Chris Cuomo zu einer Belastung für den Sender geworden. CNN gab bekannt, dass man den Vorzeige-Anchorman gefeuert habe, nachdem detaillierte Berichte darüber aufgetaucht waren, wie er seine privilegierte Stellung dazu genutzt hatte, seinem umkämpften Bruder, dem ehemaligen New Yorker Gouverneur Andrew Cuomo, zu helfen, Vorwürfe sexueller Belästigung abzuwehren.

Als im Mai öffentlich wurde, dass Cuomo aktiv an der Schadensbegrenzung für seinen Bruder mitgewirkt hatte, verteidigte CNN seinen Moderator noch und nannte dessen Fehltritt nur «unangemessen». Cuomo erklärte seinen Zuschauern: «Ein Journalist und gleichzeitig Bruder eines Politikers zu sein, ist einzigartig und eine einzigartige Herausforderung. Und ich habe eine einzigartige Verantwortung, diese Rollen auszubalancieren.»

Letzte Woche veröffentlichte der New Yorker Generalstaatsanwalt im Rahmen seiner Ermittlungen gegen den älteren Cuomo eine Reihe von Dokumenten, aus denen hervorging, wie einzigartig der junge Cuomo das Persönliche mit dem Beruflichen vermischt hatte. In einer besonders anschaulichen Korrespondenz schrieb TV-Cuomo dem Team seines Bruders: «Ich habe eine Spur zu dem Hochzeitsmädchen» – eine offensichtliche Anspielung auf eine der Anklägerinnen gegen seinen Bruder, die auf einem Foto zu sehen war im Moment, als sie vor dem grapschenden Gouverneur zurückwich.

Die *New York Post* berichtet, dass Cuomo die 20 Millionen Dollar haben will, die ihm laut seinem Vierjahresvertrag mit CNN noch zustehen. Cuomo behauptet, dass seine Fernsehchefs die ganze Zeit von seinen Machenschaften hinter den Kulissen wussten. Die Klage droht CNN zum meist-ramponierten Namen in der Nachrichtenbranche zu machen.

Amy Holmes

Liebeserklärung an den Frühlingshügel

Die israelische Metropole Tel Aviv entstand vor 112 Jahren auf einer Düne.
Heute ist sie die teuerste Stadt der Welt.

Pierre Heumann

Tel Aviv
Tel Aviv ist die teuerste Stadt der Welt, rechnet das britische Wirtschaftsmagazin *The Economist* vor. Teurer sogar als Zürich, Paris oder Singapur. Wie das? Die Stadt ist nicht attraktiv im touristischen Sinn. Im Gegensatz zu Jerusalem gibt es hier keine heiligen Stätten oder Ausgrabungen aus biblischen Zeiten. Aber anders als in der Hauptstadt, wo die Religionen und der Nahostkonflikt allgegenwärtig sind, wird hier intensiver als anderswo der Leichtigkeit des Seins gefrönt. Zur Faszination, die die Stadt ausstrahlt, gehören auch deren extrovertierte Bewohner, die reizend und herzlich sein können, aber auch rüde und schroff, wenn ihnen etwas zu langsam geht.

Vorbild und Magnet

Auch wenn böse Zungen Tel Aviv despektierlich als eine «Blase» bezeichnen, die mit dem «richtigen» Israel nichts zu tun habe: Liebhaber der Metropole schätzen gerade dieses Gefühl, dass sie in Tel Aviv so leben, als gäbe es eine virtuelle Grenze zum Rest des Landes mit all seinen ungelösten Konflikten und Problemen. Dieses Feeling fassen die Bewohner mit dem Begriff «Medinat Tel Aviv» zusammen, was auf Deutsch «Staat Tel Aviv» heisst.

Das Geheimnis von Tel Aviv, meinte neulich die Tageszeitung *Haaretz*, sei die Fähigkeit, aus dem Nichts ein Wunder herzuzaubern, das Bewegung und Leben ermöglicht. Wer in diesem dynamischen Umfeld ein Start-up gründen möchte, findet hier deshalb das perfekte Klima, um seine Ideen und Projekte zu realisieren. Für die weltweite Hightech-Community ist Tel Aviv seit Jahren Vorbild und Magnet zugleich, eine Erfolgsstory sondergleichen.

Die Stadt ist eine Hochburg für clevere Gründer und eines der führenden Zentren für Hochtechnologie, das den Vergleich mit dem Silicon Valley nicht zu scheuen braucht. Dass sie auch als



Wunder aus dem Nichts.

«Silicon Wadi» («Wadi» bedeutet «Tal» auf Hebräisch) bekannt ist, kommt nicht von ungefähr.

An keinem anderen Ort gibt es, im Vergleich zur Einwohnerzahl, dermassen viele Start-ups. Die globale Nachfrage nach israelischem Know-how in Bereichen wie Cybersicherheit, Verteidigung, künstlicher Intelligenz, Fintech oder Halbleiterelektronik kurbelt das Wachstum an und beflügelt Tel Aviv. Mehr als 380 namhafte Firmen sind mit Hubs für Forschung und Entwicklung in Israel vertreten, die meisten in Tel Aviv – von Alibaba und Amazon über Intel und Lonza bis zu Volkswagen- und Zeiss-Gruppe.

Dabei ist die Stadt erst 112 Jahre alt. Sie wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf einer Düne gegründet. Ihr Name bedeutet «Frühlingshügel». Das moderne europäische Gesicht erhielt sie in den 1930er Jahren. Namhafte jüdische Architekten flohen damals aus Deutschland ins damalige Palästina. Viele hatten an der von Walter Gropius gegründeten Hochschule für Architektur, dem Staatlichen Bauhaus, studiert, gearbeitet und doziert. Auf dem noch un bebauten Gelände im damaligen Palästina konnten sie sich mit ihrem internationalen Stil entfalten, wobei sie die Pläne, die sie aus Europa mitgebracht hatten, den lokalen Verhältnissen anpassten.

Inzwischen prägen längst Wolkenkratzer die Skyline. Weil es in der Küstenstadt zu wenig Bauland gibt, sind in den vergangenen Jahren mehr als drei Dutzend Hochhäuser mit Büroflächen und Wohnungen in die Höhe geschossen, und mehr als zwei Dutzend werden derzeit hochgezogen oder sind in Planung. Man kann förmlich zusehen, wie sich die Silhouette der Stadt verändert. Da gegenwärtig auch die Arbeiten für eine S-Bahn vorangetrieben werden, ist Tel Aviv derzeit eine Grossbaustelle.

Trotz aller Erschwernisse, die das mit sich bringt, ist Tel Aviv eine attraktive Stadt geblieben.

Der private Sektor floriert. Wenn erfolgreiche Jungunternehmer ihr Start-up für viel Geld verkaufen, leisten sie sich Luxus und teure Immobilien. Monat für Monat fließen mehrere Milliarden aus den USA und Europa als Wagniskapital in den Hightech-Sektor, was die Landeswährung zu einer der stärksten der Welt macht. Importe sollten dadurch eigentlich günstiger werden. Aber Israels Wirtschaft wird von Kartellen dominiert, so dass die Konsumenten vom Höhenflug des Schekels nicht profitieren.

Autos kosten dreimal mehr

Dass die Preise, wie im ganzen Land, unverschämt hoch sind, bezeichnen die meisten Bürger in Meinungsumfragen als Top-Ärgernis. Denn nicht nur die Immobilienpreise steigen Jahr für Jahr ins Unermessliche. Wenn Israelis aus ihren Ferien in Berlin, Zürich oder New York zurückkehren, rechnen sie ihren Freunden entrüstet vor, um wie viel günstiger im Ausland Nahrungsmittel, Kleider oder elektronische Geräte zu haben sind. Autos können in Israel gar bis zu dreimal mehr kosten als in Europa, weil der Staat beim Kauf kräftig mitverdient. Aber so gross kann der Preisfrust der Bürger nicht sein. Denn sonst hätte die Metropole ihre Anziehungskraft längst verloren.

Schwindeleien einer Bundesrätin

Medienministerin Sommaruga erzählt zur Lage der Medien einen ziemlich Schmarren.



Es war ein gewaltiges Massensterben. «In wenigen Jahren», so bilanzierte Bundesrätin Simonetta Sommaruga letzte Woche, «sind über 70 Zeitungen verschwunden.»

«Das ist beunruhigend», alarmierte die Medienministerin, «so gibt es Informationsverlust in gewissen Regionen der Schweiz.»

Beunruhigend ist allerdings eher, welchen Schmarren Medienministerin Sommaruga über die Schweizer Medien zum Besten gab. Ihre Zahl von über 70 verschwundenen Zeitungen, «in wenigen Jahren», ist pure Fake News.

Betrachten wir Sommarugas «wenige Jahre» zeitlich grosszügig und gehen bis ins Jahr 2010 zurück. In den letzten zwölf Jahren sind genau drei Tageszeitungen verschwunden. Es waren dies das Boulevardblatt *Le Matin* von Tamedia, das Kirchenblatt *Giornale del Popolo* des Bistums Lugano und die Gratiszeitung *Blick am Abend* von Ringier.

Sonst verschwand keine Tageszeitung.

Zur Entlastung von Sommaruga könnten wir mildernd anfügen, dass in Neuenburg die Redaktionen von *L'Impartial* und *L'Express* fusionierten. Dasselbe geschah bei den Berner Blättern *Bund* und *Berner Zeitung*. Rechnen wir das generös Sommarugas Leichen zu.

Seit 2010 sind zudem die vier Sonntagszeitungen *Schweiz am Sonntag*, *Ostschweiz am Sonntag*, *Zentralschweiz am Sonntag* und *Basler Zeitung am Sonntag* hastig gegründet und wegen Misserfolgs schnell wieder eingestellt worden. Aber das waren sowieso keine eigenständigen Titel, sondern bloss siebte Ausgaben ihrer Tageszeitungen aus Aarau, St. Gallen, Luzern und Basel, die es weiterhin gibt.

Fassen wir zusammen. Seit 2010 sind in der Schweiz, auch bei kritischer Betrachtung, keine zehn Zeitungen verschwunden. Sommaruga aber redet von über 70 Blättern, die «in wenigen Jahren» eingegangen seien.

Warum erzählt die Bundesrätin einen solchen Schmarren?

Einfache Frage, einfache Antwort. Sommaruga steht mit dem Rücken zur Wand. Im Februar wird über ihr neues Mediengesetz abgestimmt. Es will Zeitungsverlage und Online-Portale jährlich mit über 150 Millionen Franken sub-

Über 70 verschwundene Zeitungen «in wenigen Jahren» – diese Zahl ist pure Fake News.

ventionieren. Die Vorlage, so zeigen alle Indizien, wird scheitern, weil nur die Linke staatlich finanzierten Journalismus will.

Letzte Woche eröffnete Sommaruga mit viel Tamtam den Abstimmungskampf um ihr taumelndes Mediengesetz. Sie präsentierte dazu das Panik-Szenario der über 70 Zeitungs-Todesfälle, das hinten und vorne nicht stimmt.

Zugleich warnte sie vor einem Medienproletariat in manchen Gebieten, wo mangels breiter Information die Demokratie im Niedergang versinke. Sommarugas Appell: «Keine Region darf abgehängt werden.»

Nun stimmt das Bild, das Sommaruga von publizistisch unterversorgten Regionen zeichnet, erneut hinten und vorne nicht.

Nehmen wir zum Beispiel Basel, im Jahr 1977 die erste Stadt mit einem Zeitungsmonopol und

dadurch bis heute das Paradebeispiel einer düren Medienwüste.

In Basel gibt es heute drei Tageszeitungen, die *Basler Zeitung*, *BZ Basel* und *20 Minuten Basel*. Es gibt den TV-Sender Telebasel. Es gibt mit Radio Basilisk, Energy Basel und Radio X drei Radiostationen. Es gibt das «Regionaljournal Basel» von SRF. Es gibt etliche Lokalblätter wie die *Kleinbasler Zeitung*. Es gibt die drei einheimischen Online-Portale Online Reports, Bajour und Prime News.

Es braucht viel Fantasie, einen solch florierenden News-Garten als staubige Sahara zu betrachten und zu deren Begrünung Steuergelder auszugliessen. Auch andere Regionen mit sogenannten Monopolen, von St. Gallen über Luzern bis Bern, wie auch ländliche Gebiete, von Freiburg über Ob- und Nid-Toggenburg, haben eine bunte Medienlandschaft vorzuweisen.

Ich habe bei Sommaruga nachgefragt, wie sie auf ihre über 70 Zeitungsleichen aus letzter Zeit komme. Die Antwort war windig. Auf einmal hiess es nun, die Todeszahl beziehe sich auf die Periode «seit 2003». Aus den «wenigen Jahren» waren – hübsche Ausrede – nun auf einmal fast zwei Jahrzehnte geworden.

Egal. Selbst seit 2003 sind keine 70 Zeitungen verschwunden. Auf diese Zahl kommt man nur dann, wenn man jedes Käseblättchen mitrechnet, das wegen Erfolglosigkeit eingegangen ist. Das reicht dann von der *Wülflinger Zytig* bis zum *Anzeiger am Rhein*. Solche Kleinkunst aber war noch nie demokratierelevant.

Unsere Prognose denn: Frau Bundesrätin Sommaruga, mit solchen Schwindeleien werden Sie Ihren Abstimmungskampf verlieren.

Im Osten geht die Sonne auf

Literatur, Küche, Pop: Japan und Südkorea überfluten den Westen mit ihrer Soft Power. Wann wird uns Asien kulturell überholen?

Francis Pike

Asien wird heutzutage gern als Fabrik der Welt bezeichnet, denn der Westen hat seine Vorrangstellung auf diesem Gebiet schon lange eingebüsst. In Sachen *soft power* werden wir vermutlich eine ähnliche Entwicklung beobachten. Die asiatischen Giganten von *soft power*, Japan und Südkorea, sind Industrienationen, in denen Konsum und Lifestyle immer wichtiger geworden sind.

In Japan war diese Entwicklung zuerst zu beobachten. Schon im frühen 20. Jahrhundert übte Japan einen nicht zu unterschätzenden kulturellen Einfluss auf den Westen aus. Die französischen Impressionisten liessen sich inspirieren von Hokusai, Hiroshige und anderen Meistern der Holzschnittkunst mit ihren eindrucksvollen Landschaften und farbigen Szenen aus der Welt der Geishas von Kioto (*ukiyo*). Einige Stücke aus japanischer Cloisonné-Produktion wurden 1867 auf der Pariser Weltausstellung gezeigt. Japanische Kunst und japanisches Design hatten grossen Einfluss auf den Architekten Frank Lloyd Wright. Für ihn war Japan «das romantischste, kunstverständigste und am stärksten von der Natur inspirierte Land der Welt».

Manga und Anime

Auch der japanische Film zeichnete sich schon früh durch eine neuartige Bildsprache aus. Eine Gruppe von Hollywoodregisseuren, die zwanzig zwischen 1937 und 1941 entstandene japanische Filme studierten, waren einhellig der Meinung, dass diese Werke den amerikanischen und europäischen Filmen weit überlegen seien. Der legendäre Filmregisseur Frank Capra lobte Takeshi Satos Kriegsfilm «Chocolate and Soldiers» (1938) mit den Worten: «Das ist einsame Spitze. So ein Film gelingt uns vielleicht nur einmal alle zehn Jahre.» Nach dem Zweiten Weltkrieg zählten japanische Regisseure, namentlich Akira Kurosawa, zu den einflussreichsten Filmemachern der Welt.

In den 1920ern gründete der Töpfer und Kunstkeramiker Shoji Hamada, der 1955 in Japan in den Rang eines «Lebenden National-schatzes» erhoben wurde, gemeinsam mit Bernard Leach in St Ives (Cornwall) ein Keramik-

atelier. Seinem Einfluss ist es zu verdanken, dass dieses verschlafene Fischerdorf nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem Treffpunkt moderner Künstler wurde. In London haben sich Akiko Hirai und Yuta Segawa in den letzten Jahren als herausragende Vertreter der rasch wachsenden Keramikszene etabliert.

Auf dem Gebiet der Literatur rangiert Japan (neben den USA und Grossbritannien, die die ewigen Bestsellerlisten dominieren) mit siebzehn Autoren unter den Top 100 auf Platz drei. Und die japanischen Nobelpreisträger sind hier noch nicht einmal mitgerechnet. 1968 ging der Literaturnobelpreis erstmals an einen Japaner, nämlich Yasunari Kawabata, 1994 an Kenzaburo Oe und 2017 an Kazuo Ishiguro. Seit zwei

Tokio ist die Stadt mit den meisten Sternerestaurants, Kioto und Osaka nehmen die Plätze drei und vier ein.

Jahrzehnten ist Haruki Murakami ein überaus erfolgreicher Bestsellerautor, dessen Werke in mehr als fünfzig Sprachen übersetzt wurden.

Auch auf dem Gebiet der Architektur hat Japan bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht. Der Pritzkerpreis, der gemeinhin als Nobelpreis für Architektur gilt, wurde seit seiner Schaffung im Jahr 1979 sieben Mal an Japaner verliehen, vier Mal allein in den letzten zwölf Jahren. Kengo Kuma (Olympiastadion Tokio, 2020) und Yoshio Taniguchi (Museum of Modern Art New York, 2003–2004) könnten künftige Preisträger sein.

Japan hat schon lange eine machtvolle Präsenz auf dem Gebiet der Kochkunst. Ein anglo-japanischer Koch, ausgebildet in Japan und Besitzer eines japanischen Sternerestaurants, erzählte mir, wie sehr ihn das relativ niedrige Qualitätsniveau europäischer Sternerestaurants schockiert habe. Tokio ist die Stadt mit den weltweit meisten Sternerestaurants, Kioto und Osaka nehmen die Plätze drei und vier ein.

Auch in der Fotografie kann Japan berühmte Namen vorweisen. Nobuyoshi Araki, Daido Moriyama und Hiroshi Sugimoto haben sich weltweit einen Namen gemacht. Mit Modeschöpfern



Globaler Boom: Boygroup BTS.

wie Kenzo, Issey Miyake und Yohji Yamamoto spielt Japan auch in der Mode eine führende Rolle.

Manga und Anime sind neue Formen der Popkultur, die sich auch im Westen durchgesetzt haben. In einigen europäischen Ländern sind Mangas ein etabliertes Genre. Mangas machen 70 Prozent des Comic-Markts in Deutschland aus, während allein auf Frankreich 40 Prozent der europäischen Manga-Verkaufszahlen entfallen. Shigeru Mizukis hochgelobter Manga «Showa – A History of Japan» (1926–1939) ist ein breitangelegtes historisches Werk, in dem sogar die japanischen Verbrechen im Chinesisch-japanischen Krieg behandelt werden, einschliesslich des berüchtigten Massakers von Nanking.

Goldene Palme in Cannes

In den USA sind Mangas ungeheuer beliebt, die Verkaufszahlen schiessen in die Höhe. Ein Vertreter des Verlags Seven Seas Entertainment berichtete kürzlich, dass 2021 ein Rekordjahr sein werde. Und die Popularität von Animes erfuhr in den USA durch Quentin Tarantinos Film «Kill Bill – Volume I» (2003) einen deutlichen Schub.

Japan, das in der Nachkriegszeit in Sachen *soft power* eine führende Rolle spielte, war zugleich Vorbild für Südkorea, das sich zu einem wahren Wirtschaftswunderland entwickelte. Der beispiellose Erfolg von «Squid Game» hat den weltweiten Einfluss der koreanischen Kultur nachdrücklich unter Beweis gestellt. «Squid Game» wurde in den ersten Wochen von deutlich mehr Abonnenten gesehen als «Bridgerton», das bislang erfolgreichste Netflix-Drama.



Avantgarde: Teekrug von Shoji Hamada.



Etabliertes Genre: japanische Mangas.

Dieser Erfolg ist keine Ausnahmeerscheinung. 2004 gewann Park Chan-Woogs «Oldboy» beim Filmfestival von Cannes den Grossen Preis der Jury. Bong Joon Hos Sozialsatire «Parasite» gewann 2019 die Goldene Palme in Cannes und 2020 als erster fremdsprachiger Film überhaupt Oscars in den Kategorien «Bester Film» und «Beste Regie».

Noch erfolgreicher ist Südkorea als Exporteur von Popmusik. Mit dem Videoclip «Gangnam Style» (2012), der als beliebtestes Youtube-Musikvideo auf eine Milliarde Likes kam, eroberte das Genre K-Pop die ganze Welt. Inzwischen ist das Video vier Milliarden Mal aufgerufen worden. Seitdem verzeichnet das Interesse an K-Pop einen globalen Boom. 2020 landete die siebenköpfige, modisch androgyne Boygroup BTS (Bangtan Boys) mit «Dynamite» auf Platz eins

der US-«Billboard Hot 100» und eroberte damit als erste südkoreanische Gruppe die Spitze der US-Charts. Mit «Permission to Dance», ihrem fünften Nummer-eins-Hit innerhalb von zehn Monaten, erreichten sie die meisten Top-Platzierungen in derart kurzer Zeit, was zuletzt Michael Jackson gelungen war.

Aufholbedarf im Sport

Die K-Pop Conference (KCON), erstmals 2012 in Südkalifornien mit nur ein paar hundert Teilnehmern veranstaltet, findet heute als Megafestival in allen Teilen der Welt statt. K-Pop mit einem geschätzten Wert von über fünf Milliarden Dollar wird vom südkoreanischen Kulturministerium kräftig gefördert. Die staatliche Unterstützung mag zum weltweiten Erfolg dieses Musikgenres beigetragen haben, aber letztlich ausschlaggebend war die digitale Streaming-Revolution. Wie DJ Steve Aoki sagte: «Dank Streaming [. . .] haben die Fans ein Phänomen daraus gemacht.»

Kulturelle Macht lässt sich kaum messen. Japan und Südkorea schneiden in internationalen Studien aber regelmässig sehr gut ab. In der jüngsten Untersuchung von *U.S. News & World Report* zu kulturellem Einfluss rangiert Japan an fünfter und Südkorea an siebter Stelle, während das Kultur- und Lifestylemagazin *Monocle* Südkorea den zweiten und Japan den vierten Platz zuweist.

Nur im Sport hinken die beiden Länder hinterher. Die Olympischen Spiele von Tokio 1964 haben den ökonomischen und geistigen Aufstieg Japans nach dem Zweiten Weltkrieg eindrücklich vor Augen geführt. In späteren Jahren hatte

Japan nur sehr wenig Einfluss auf den Sport. Inzwischen sind Japan und Südkorea erkennbar bemüht, auf diesem Gebiet aufzuholen. In Japan fand 2019 die Rugby-Union-Weltmeisterschaft statt, und 2021 wurden die Olympischen Sommerspiele durchgeführt, die trotz Corona ein Erfolg waren. 1988 fand in Seoul die Sommerolympiade statt, 2018 wurden in Pyeongchang die Olympischen Winterspiele abgehalten – die der British Council als die bestorganisierten Olympiaden der jüngsten Zeit bezeichnete.

Bislang gibt es nur wenige Sportstars aus den beiden Ländern. Das könnte sich ändern. 2018 gewann Naomi Osaka das US-Open und in der Folge drei weitere Grand-Slam-Turniere. 2019 stieg sie an die Spitze der Weltrangliste im Einzel auf. 2009 gewann der südkoreanische Golfer Yang Yong-eun die US-«PGA Championship» mit einem Sieg über Tiger Woods. 2021 gewann Hideki Matsuyama als erster Japaner ein prestigeträchtiges Turnier, das Augusta-Masters.

Wenn Japan und Südkorea im Bereich Kultur und *soft power* führend sind, so steht zu erwarten, dass die asiatischen Giganten China und Indien diesem Vorbild folgen werden. Sollten sie auch nur halb so erfolgreich sein wie Japan und Südkorea, wird sich die kulturelle Vorherrschaft Asiens auf dramatische Weise verstärken. Die Frage ist nicht, ob, sondern wann der Westen als kulturelle Führungsmacht von Asien abgelöst wird.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Influencer für den Bundesrat

Die Informationsabteilungen der Verwaltung sind heute schon ein Staat im Staat. Jetzt will der Bund seine Propaganda auch noch in den sozialen Medien verbreiten.

Hubert Mooser

Wer aktuell «Bundesrat Alain Berset» googelt, erhält einen Rattenschwanz an Ergebnissen. Das ist nicht ungewöhnlich, kein anderer Bundesrat generiert wegen der Corona-Krise seit zwei Jahren mehr Aufmerksamkeit als der SP-Politiker. Auffallend ist indessen, dass man dabei auf die Website seines Departements, Pressemitteilungen seiner Amtsstelle, ihm wohlgefällige Medienberichte, Youtube-Beiträge seiner Pressekonferenzen und zu seinem Twitter-Account verwiesen wird. Was man jedoch nicht auf Anhieb findet, sind Suchergebnisse zu Artikeln über Bertschs Liebesaffäre.

Es ist, als hätte eine unsichtbare Hand dafür gesorgt, dass keine negativen Geschichten über den Magistraten bei Google-Abfragen prominent aufgelistet werden. Ob Bertschs Informationstruppen hier am Werk waren, lässt sich bloss erahnen. Tatsache ist, dass die Manipulation von Google-Abfragen längst keine Raketenwissenschaft mehr ist und auch in Bundeshaus Einzug gehalten hat, wie ein Kommunikationsbeauftragter bestätigt. Aber natürlich tun das nur die anderen, selber ist man sauber.

Ueli Maurer verzichtet

In Zukunft wird die Bundesverwaltung wohl noch systematischer als bisher störende Artikel und Skandale von Magistraten in den Tiefen des Web verschwinden lassen und vor allem die eigene Propaganda im Netz konsequent verbreiten. Auf Initiative der Bundeskanzlei, der Stabsstelle des Bundesrats, sollen nämlich zehn neue Stellen für den Bereich soziale Medien geschaffen werden. Die Medien schreiben, der Bund wolle Staats-Influencer anstellen. Für alle, die in den letzten Jahren nicht auf der Erde gelebt haben: Influencer sind Personen mit einer grossen Fangemeinde, die in den sozialen Medien wie Twitter, Facebook Youtube oder Instagram für Produkte oder Ideen trommeln. Der Sinn ist, all jene Nutzer zu beeinflussen, die ihnen auf diesen Kanälen folgen.

Bern

Natürlich spricht der Bund nicht von Influencern und verkauft die Übung als «Umsetzung der Strategie soziale Medien». Die Absicht dahinter ist aber offensichtlich. Die zehn neuen Stellen, die das Parlament in den letzten Tagen absegnet hat, verteilen sich folgendermassen: Sechs Departemente erhalten je eine, die Bundeskanzlei vier. Einzig das Finanzdepartement von Ueli Maurer (SVP) hat auf einen Ausbau der Informationsabteilung verzichtet.

400 Vollzeitstellen in der Kommunikation

SVP-Nationalrätin Sandra Sollberger ist konsterniert, mit welcher Sorglosigkeit National- und Ständerat die zusätzlichen Stellen beschlossen haben: «Bereits heute arbeiten mehr als genug Leute in den Kommunikationsabteilungen der Bundesverwaltung.» Sie sei der Meinung, dass man diese neuen Stellen intern kompensieren solle. Nur weil auf dem Titel «Social Media Cyber» oder «Digital» stehe, spreche man einfach Gelder, ohne jedoch genau hinzuschauen, findet Sollberger.

Jedes noch so unbedeutende Bundesamt versucht heute seine Wichtigkeit mit eigener Presse- und Informationsabteilung sowie einem Auftritt im Netz zu unterstreichen. Kein Wunder, gibt es beim Bund inzwischen

300 bis 400 Vollzeitstellen in der Sparte Kommunikation. Nicht miteingerechnet sind die externen PR-Berater. Die Ausgaben für PR der Verwaltung sind 2020 laut Tamedia-Zeitungen um 15,7 Prozent auf 105,5 Millionen Franken gestiegen. Auch in den sozialen Medien ist der Bund schon überrepräsentiert. Die Armee war zeitweise auf zirka 250 Social-Media-Kanälen aktiv. Dazu kommen um die vierzig Print-Publikationen, in denen sich Bereiche der Bundesverwaltung selber zelebrieren.

Trotzdem sollen die Info-Abteilungen noch mehr aufgebläht werden. Die Bundeskanzlei sieht in der aktuellen Offensive jedoch bloss eine moderate Erweiterung des Angebots. «Die Tätigkeiten in den sozialen Medien erfolge im Rahmen des Informationsauftrags des Bundes», gibt eine Sprecherin zu verstehen.

Zum Vorwurf einer verstärkten Staatspropaganda erklärt sie weiter: «Bundesrätinnen und Bundesräte sind verpflichtet, aktiv, sachlich und kontinuierlich zu informieren. Die Stimmberechtigten sollen sich ihre Meinung frei und unverfälscht bilden können.» Die Aufstockung der Informationsabteilung begründet man mit Empfehlungen aus dem Parlament.

Ausbau statt Abbau

Mit Vorstössen von Nationalrätin Petra Güssi (FDP) und Ständerat Peter Föhn (SVP) fing es an. Sie warfen darin die Frage auf, ob die Kommunikationsabteilungen nicht ein Fass ohne Boden seien. Dann wurde die Geschäftsprüfungskommission (GPK) losgeschickt, um das Thema zu vertiefen.

Vor gut zwei Jahren lieferte sie einen Bericht ab. Der Bund solle prüfen, welches Potenzial die Nutzung der sozialen Medien für die Öffentlichkeitsarbeit beinhalte, hiess es zum Beispiel darin. An keiner Stelle steht dort geschrieben, dass man dafür mehr Personal rekrutieren soll. Die GPK empfahl, Synergien zu nutzen und die Kosten im Auge zu behalten. Die Verwaltung braucht keine zusätzlichen PR-Stellen, sondern schlankere Kommunikationsabteilungen.



„Kinder! Jetzt hört endlich auf, Papa zu ärgern!“

Das heisseste Finale seit 47 Jahren

Verstappen oder Hamilton? Himmelstürmer oder Routinier?
Selten war die Formel 1 packender.

Yolanda Risi

Die Formel 1 erlebt derzeit wohl die aufregendste Phase seit der Einführung des neuen Punktesystems 2010. Das Duell zwischen Lewis Hamilton und Max Verstappen sorgt für Interesse, das weit über die Pistenränder hinausgeht. Vermutlich blicken am kommenden Sonntag auch Menschen in Richtung Abu Dhabi, die sich sonst kaum etwas aus Motorsport machen. Das freut mich als ehemalige Rennfahrerin besonders. Für mich gibt es im Sport kaum etwas Faszinierenderes als die Duelle der Formel-1-Boliden mit deutlich über tausend PS und Spitzentempi von jenseits der 300-km/h-Marke.

Sporthistorische Dimension

In diesem Jahr ist die Dramaturgie nicht zu überbieten. Zuvor gab es in der jüngeren Vergangenheit zwei Entscheidungen, bei denen die Fahrer nur durch einen Punkt getrennt waren – 2008 Lewis Hamilton vor Felipe Massa und 2007 Kimi Räikkönen vor Lewis Hamilton. Dass aber zwei Piloten vor dem letzten Rennen punktgleich dastehen, ist von sporthistorischer Dimension. Das einzige Mal war dies 1974 der Fall, als sich Emerson Fittipaldi (McLaren) und der Tessiner Clay Regazzoni (Ferrari) um die Krone duellierten. Weil Regazzoni im letzten Rennen nicht über den elften Platz hinauskam, genügte Fittipaldi damals der vierte Rang im GP der USA zum Titel.

Zu jener Zeit war die Rennsportwelt noch eine ganz andere. Das lässt sich schon an der Zahl ihrer Grand Prix (15) ablesen. Wenn am Sonntag um 16 Uhr der Weltmeister gekürt wird, blickt das Feld auf eine Saison mit 22 Rennen zurück. Im Gegensatz zu früher erhält der Sieger 25 (und nicht nur 9) Punkte. Vor diesem Hintergrund ist das Herzschlagfinale umso bemerkenswerter.

Ich werde das Rennen mit meinem Sohn Grégory verfolgen. Er hat – genau wie seine Mutter – sozusagen Benzin im Blut. Wenn ich gefragt werde, wo meine Sympathien liegen, kann ich keine abschliessende Antwort geben; zu unterschiedlich sind die beiden Fahrer. Hier der junge, verwegene, niederländische Himmelstürmer Verstappen, der mit aller Leidenschaft nach seinem ersten Titel greift, da der routinierte, zwölf Jahre ältere Brite Hamilton, der zum achten Mal



Jenseits der 300-km/h-Marke: Max Verstappen (l.), Lewis Hamilton.

Weltmeister werden und sich in der ewigen Bestenliste vor Michael Schumacher setzen kann. Verstappen habe ich vor drei Jahren anlässlich eines Interviews für mein Lifestyle-Magazin *Sette* getroffen. Und obwohl es sich um einen Marketing-Anlass für Tag Heuer handelte, der für den Niederländer kaum von zentraler Bedeutung war, brachte er sich mit Begeisterung und Empathie ins Gespräch ein. Ich habe Verstappen als dynamischen, sympathischen jungen Mann kennengelernt. Dass er nun von einigen zum Buhmann gemacht wird, ist nicht ganz fair. Auch Hamilton ist kein Kind von Traurigkeit.

Drei Neustarts, vier Berührungen

Das Rennen in Saudi-Arabien vom vergangenen Sonntag habe ich nicht live gesehen. Aber selbstverständlich ist die Dramatik der Ereignisse nicht an mir vorbeigegangen. Drei Neustarts und vier Berührungen der Top-Fahrer stehen für ein aussergewöhnliches Spektakel, aber auch für einige grenzwertige Manöver von Verstappen. Ich möchte ihm gerne glauben, dass er Hamilton nicht absichtlich auffahren liess, aber die Ausgangslage lässt auch eine andere Interpretation zu. Als (zuvor) punktebesserer Fahrer wäre er bei einem Doppelausfall der Sieger gewesen. Und dies bleibt im Hinblick auf das letzte Rennen so. Weil Verstappen einen Sieg mehr aufweist,

stünde er als Weltmeister fest, wenn beide Top-Fahrer ohne Punkte blieben.

Auf wen ich tippe?

Die Konstellation erinnert an das Jahr 1997, als sich Michael Schumacher und Jacques Villeneuve einen erbitterten Kampf um den Titel lieferten und Schumacher seinen Rivalen im letzten Rennen von der Strecke bugsieren wollte. Letztlich war der Deutsche der grosse Verlierer. Der internationale Verband zog ihm alle WM-Punkte ab. Ich hoffe, dass es am Sonntag in Abu Dhabi nicht so weit kommt – und dass die Entscheidung in einem sportlich fairen Wettkampf fällt. Alles andere wäre dieser grandiosen Affiche unwürdig.

Auf wen ich tippe? Die Ausgangslage spricht ganz leicht für Verstappen, der Saisonverlauf aber für Hamilton. Der Brite gewann die vergangenen drei Rennen und befindet sich wortwörtlich auf der Überholspur. Vor Jahresfrist hatte zwar Verstappen in Abu Dhabi gesiegt, doch Hamilton gewann in den Vereinigten Arabischen Emiraten schon fünfmal. Dies lässt den Briten mit Gelassenheit auf das letzte Saisonrennen blicken. Und ist im heissesten Finale seit 47 Jahren ein möglicherweise entscheidender Trumpf.

Yolanda Risi fuhr in der deutschen Formel 3 und gibt heute das Lifestyle-Magazin *Sette* heraus.

«Sogar der Sonnenkönig war abhängig»

Der Waadtländer Schriftsteller François Cherix wünscht sich eine Schweiz unter der starken Hand der EU. Die Souveränität des Landes sei eine Illusion.

Jürg Altwegg



Einzigartige Erfolgsgeschichte.

Nur noch Brüssel könne die verlorene Schweiz retten: Der Waadtländer Schriftsteller François Cherix, Sozialdemokrat und Vordenker der Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs), schrieb in *Le Temps* einen Brief an EU-Kommissions-Chefin Ursula von der Leyen. Den Verzicht auf das Rahmenabkommen hält er für einen «historischen Fehler des Bundesrats». Von «Madame la Présidente» erhofft er sich eine «starke Hand»: Sie soll die Schweiz von ihren «Qualen erlösen».

Cherix hat zahlreiche Bücher über die Schweiz, Europa und den Populismus veröffentlicht. Wir erreichen ihn am Telefon, um mit ihm über die Schweiz und die EU zu reden.

Weltwoche: Monsieur Cherix, Ihr Brief an Ursula von der Leyen klingt nach einem verzweifelten Hilferuf.

François Cherix: Die Schweiz befindet sich in einem Zustand der Verwirrung. Sie weiss nicht, was sie will und in welche Richtung es gehen soll. Ich habe diesen Brief geschrieben, um Klarheit zu bekommen. Die EU muss sagen, zu welchen Bedingungen die Schweiz am europäischen Markt teilhaben kann. Das ist auch eine Frage des Respekts gegenüber der Schweiz.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie den einseitigen Abbruch der Verhandlungen über ein Rahmenabkommen?

Cherix: Alle hatten erwartet, dass die Schweiz wie üblich reagieren würde: Wir denken nach, wir sprechen zu Hause darüber, machen unsere Arbeit und sehen dann weiter. Mit der Brutali-

tät des Abbruchs hatte niemand gerechnet. In Deutschland und Frankreich versteht man die Schweiz nicht mehr. Aus dem Wohlwollen, das unser Land genoss, wurde Enttäuschung.

Weltwoche: Sie schreiben, dass wir mit dem brüskten Abbruch unsere Kultur der Kompromissfähigkeit verraten hätten.

Cherix: Das Abkommen war nicht perfekt, aber wir befanden uns in Verhandlungen, die

«Die SVP hat viele Schlachten verloren. Den Kulturkampf aber, den Krieg der Ideen, hat sie gewonnen.»

unserem politischen System entsprechen. Mit dem Abbruch haben wir unser Ideal verraten.

Weltwoche: Fehlte es an Debatte?

Cherix: Das ist ein wichtiger Grund für das Scheitern. Die Schweiz hat ihre europäische Grammatik verloren. Es fehlen ihr die Worte und die Kenntnisse, die es erlauben würden, die EU zu verstehen. Die Intellektuellen haben das Feld der politischen Auseinandersetzung verlassen. Ihr Schweigen ist beängstigend. Seit der EWR-Abstimmung gab es nur Rückschritte.

Weltwoche: Damals, 1992, begann der Aufstieg der SVP.

Cherix: Es war ein knapper, aber entscheidender Sieg. Es gelang ihr, die nationalistische und populistische Kultur zu installieren. Die SVP hat seither viele Schlachten verloren – den Kulturkampf aber, den Krieg der Ideen, hat sie gewonnen. Das stimmt mich traurig.

Weltwoche: Sie haben ein Buch über den Populismus geschrieben. Handelt es sich um eine Ideologie?

Cherix: Der Populismus ist keine Ideologie, sondern eine Methode der Machtergreifung. Sie wird links wie rechts angewendet und funktioniert wie ein Walzer im Dreivierteltakt. Im ersten Schritt geht es darum, den Bruch zwischen dem Volk und den Eliten zu konstruieren. Diese Eliten werden nie genau definiert. Jeder kann in ihnen seinen Lieblingsfeind ausmachen: die Intellektuellen, die Reichen, die Journalisten, die Beamten. Dann erscheint der Populist und sagt: «Ich bin der einzige Verteidiger des Volks.» Im dritten Akt hält sich der Populist nicht mehr an die Spielregeln. Das haben Christoph Blocher und die SVP getan. Ich denke an das Kollegialitätsprinzip, die Unabhängigkeit der Institutionen. Das traditionelle Funktionieren unserer Demokratie wurde ausgehebelt.

Weltwoche: Tatsächlich?

Cherix: Ja. Wir hatten ein rationales Verhältnis zu den Problemen und ihrer Lösung. Das wurde durch eine vertikale und moralische Weltsicht überlagert: oben die bösen Eliten, unten das gute Volk. Es ist sehr schwierig, mit Menschen zu diskutieren, die die Moral gepachtet haben. Ohne Bereitschaft zum Kompromiss fällt das Land auseinander. Im Clinch mit Europa haben wir diese Bereitschaft aufgegeben.

Weltwoche: Es gibt doch einen Kompromiss: Die Schweizer wollen nicht in die EU. Das gilt für alle Landesteile. Der Röstigraben, der 1992 so tief war, ist verschwunden.

Cherix: Es bleiben Unterschiede. Sie werden bei Debatten in Lugano, St. Gallen und Genf deutlich. Aber wir befinden uns gegenüber Europa tatsächlich in einem Zustand der Gleichgültigkeit und Gleichschaltung. Wir reden nicht mehr über das Thema. Das ist gefährlich. Dem Kompromiss muss der Streit der Ideen vorausgehen. Wir sind nicht mehr fähig, Kompromiss-Strategien zu entwerfen.

Weltwoche: Die SVP ortet einen neuen Konflikt: zwischen Stadt und Land.

Cherix: Die SVP ist darauf angewiesen, neue Spannungen zu provozieren. Sonst wird sie zur normalen Partei. Europa spaltet nicht mehr: Die SVP hat gewonnen. Der Stadt-Land-Konflikt ist ein alter Hut, das hatten wir schon im 13. Jahrhundert.

Weltwoche: Wo sehen Sie denn die wichtigsten Konfliktlinien unserer Zeit?

Cherix: Der Widerstand gegen die Corona-Politik beunruhigt mich. Ich habe den Eindruck, unsere Gesellschaft verwandele sich in eine Egokratie. Manche Minderheiten akzeptieren keine Mehrheit mehr. Diese Egokratie ist eine Bedrohung für unsere Demokratie.

Weltwoche: Was ist mit Brüssel? Könnte die Schweizer Demokratie in der EU überleben?

Cherix: Ja, ganz sicher. Weder das Rahmenabkommen noch der EWR hätten unser System bedroht. Ich bin der Meinung, dass ein vorübergehender Beitritt zum EWR unser Problem mit Europa lösen könnte. Wir sind kein mächtiges Land wie Grossbritannien. Wir leben auch nicht auf einer Insel, sondern im Herzen Europas.

Weltwoche: In Frankreich versprechen alle Kandidaten der Präsidentschaftswahlen die Rückeroberung der Souveränität.



François Cherix.

Cherix: Die Souveränität hat in allen Demokratien Hochkonjunktur. Die Welt ist in der Globalisierung extrem komplex geworden. Wir hängen alle voneinander ab. Das hat Ängste ausgelöst. Es gibt die Sehnsucht nach einem gesicherten Territorium, auch in der Schweiz. Einen Unterschied gibt es gleichwohl: Wenn man in Frankreich von Souveränität spricht, geht es

nicht mehr um einen Austritt aus der EU und die Abschaffung des Euro. Der Brexit wird als abschreckendes Beispiel empfunden.

Weltwoche: Was heisst das für die Schweiz?

Cherix: Wir müssen uns darüber klar werden, dass es eine absolute Souveränität nicht geben kann. Sogar Frankreichs Sonnenkönig Louis XIV war von vielen äusseren Faktoren abhängig. Auch die Chinesen und die Amerikaner sind voneinander abhängig.

Weltwoche: Diese Abhängigkeit ist nicht mit der Einmischung des Europäischen Gerichtshofs in die juristische Hoheit Ungarns und Polens vergleichbar. Er hat auch Frankreichs Armee zur 35-Stunden-Woche verurteilt.

Cherix: Es gibt solche Probleme auch in der Schweiz. Das Bundesgericht hat einst Appen-

zell Innerrhoden das Frauenstimmrecht verordnet. Konflikte dieser Art gehören zum System. Kein einziger Staat wurde zum EU-Beitritt gezwungen. Ihre Regierungen sind manchmal ziemlich verlogen: Wenn sie scheitern oder Probleme haben, geben sie Brüssel die Schuld. Polen und Ungarn werden in der EU bleiben, sie profitieren von ihren Subventionen.

Weltwoche: Die EU wird überleben?

Cherix: Davon bin ich überzeugt. Sie ist eine einzigartige Erfolgsgeschichte. Nach Jahrhunderten der Kriege wurde ein System der Allianzen, Verträge und der zunehmenden Integration geschaffen. Ein neuer Krieg ist unvorstellbar geworden. Zum Erfolg der EU gehört ihre Banalisierung: Man vergisst oft, was sie geleistet hat. Ihr Funktionieren ist schwerfällig, aber sie ist nie zusammengebrochen.

Weltwoche: Was sind heute die grössten Herausforderungen der EU?

Cherix: Das Zusammenlegen der Schulden und der «Green New Deal». Nun, da Emmanuel Macron, Olaf Scholz und Mario Draghi regieren, werden die drei grössten Gründungsstaaten so eng wie lange nicht mehr zusammenarbeiten. Umso unverständlicher ist die Aufgabe des Rahmenabkommens. Der 26. Mai 2021 wird als gewaltiger Fehlentscheid des Bundesrats in die Schweizer Geschichte eingehen.



Uns bleiben nur noch 6 Wochen, um die Filmlobby zu stoppen!

Jetzt das Referendum gegen das neue Filmgesetz unterschreiben.

(Der Unterschriftenbogen liegt dieser Ausgabe bei.)

BRODER

Zweierlei Hochrisikogebiete

Das Berliner Robert-Koch-Institut, das dem Bundesministerium für Gesundheit untersteht, teilt mit, die Bundesregierung habe Polen und die Schweiz als Corona-Hochrisikogebiete eingestuft.

«Wer aus diesen Ländern nach Deutschland einreist und nicht vollständig geimpft oder genesen ist», muss für mindestens fünf Tage in Quarantäne. Ergänzend dazu heisst es auf der Seite der «Tagesschau», «auch Liechtenstein, Jordanien und Mauritius» seien als «Hochrisikogebiete» eingestuft worden, während Thailand, Usbekistan sowie St. Vincent und die Grenadinen in der Karibik «von der Risikoliste gestrichen» worden seien.

20 000 Messerattacken

Das wiederum bedeutet zweierlei. Erstens: Die Bundesregierung verfolgt aufmerksam das Corona-Geschehen in anderen Ländern, was ihr auf dem Gebiet der Bundesrepublik nur unzureichend gelingt, weil hier Länder wie Bayern, Sachsen oder das Saarland gerne eigene Wege gehen.

Und zweitens: Da uns immer wieder gesagt wird, Corona sei ein «globales Problem», das «global» angegangen werden müsse, werden wir Corona nie besiegen, weil es immer jemand geben wird, der irgendwo positiv getestet wurde.

Grundsätzlich aber ist die Idee, «Hochrisikogebiete» auszuweisen, begrüssenswert. Es wäre gut, wenn die Schweiz ihren nördlichen Nachbarn zu einem «Hochrisikogebiet» erklären würde, weil allein im Jahre 2020 in Deutschland etwa 20 000 «Angriffe mit einem Messer» registriert wurden, 55 pro Tag, wobei nur die blutigsten es in die Nachrichten schafften, wie das Massaker an drei Frauen im Juni dieses Jahres vor einem Würzburger Kaufhaus, begangen von einem zugereisten Somalier, der umgehend für «schuldunfähig» erklärt wurde.

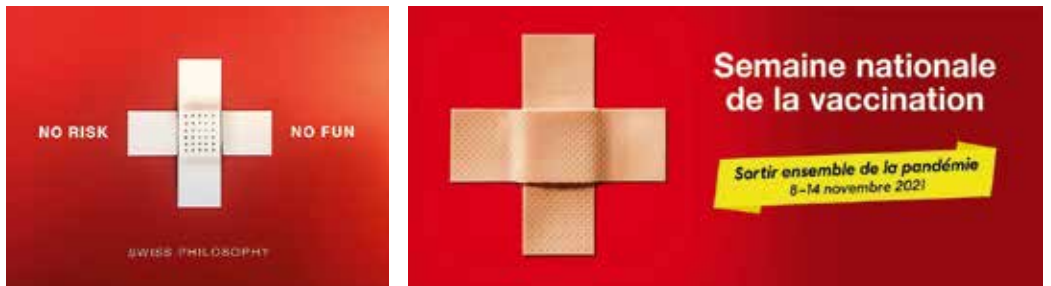
Liebe Schweizer, denken Sie bitte an das systemimmanente Risiko, wenn Sie eine Reise an die deutsche Nordsee planen. Oder buchen Sie gleich St. Vincent und die Grenadinen.

Henryk M. Broder

Das Kreuz mit dem Kreuz

Neuer Ärger für die Impfkampagne von Alain Berset: Es droht eine Klage wegen Urheberrechtsverletzung.

Hubert Mooser



Links das geschützte Original, rechts die Kopie des Bundes.

Mit einer nationalen Impfkampagne wollten Bund und Kantone die niedrige Impfquote erhöhen. Trotz einem Budget von fast hundert Millionen Franken ist das aber nicht gelungen. Schlimmer noch: Zuerst mussten Alain Berset und sein Bundesamt für Gesundheit (BAG) Prügel von den Schweizer Carunternehmern einstecken, weil der musikalische

In einem Standardbrief teilte das Amt Vallotton mit, dass man stark eingespannt sei.

Begleittross (Stress, Heinzmann usw.) mit einem in Deutschland immatrikulierten Reisebus in der Schweiz unterwegs war. Nun droht dem BAG auch noch eine Urheberrechtsklage des Waadtländer Karikaturisten Jaques Vallotton wegen des Kampagnen-Logos.

Symbol geklaut

Es geht um das Schweizerkreuz in Form von zwei Heftpflastern. Dieses Symbol illustrierte auch die Medieninsetate mit den Alt-Bundesräten Moritz Leuenberger (SP), Doris Leuthard (Mitte-Partei), Didier Burkhalter (FDP) und so weiter. Was die pensionierten Magistraten nicht wussten: Die Idee zum Schweizerkreuz in Form von zwei Heftpflastern war womöglich geklaut. Der bekannte Waadtländer

Bern Karikaturist Vallotton hat vor einigen Jahren genau ein solches Kreuz im Rahmen einer anderen Kampagne entworfen. Sein Kreuz-Design ist denn auch seit langem urheberrechtlich geschützt.

Zynische Antwort

Das vom BAG verwendete Logo zeigt eine verblüffende Ähnlichkeit mit der Arbeit des Waadtländers. Dieser hat denn auch sofort reagiert und das BAG noch während der «Impftour de Suisse» in einer E-Mail darauf hingewiesen, dass die Verwendung des Logos widerrechtlich sei, bekam jedoch nie eine Antwort. Erst als er direkt bei Bundesrat Berset intervenierte und diesem die Situation in einem ausführlichen Brief ausbreitete, meldete sich endlich auch das BAG.

Und wie: In einem Standardbrief teilte das Amt Vallotton mit, dass man bei der Bewältigung der Covid-19-Pandemie stark eingespannt sei. Fast schon zynisch hört sich der Satz an, mit dem man ihm für den Input dankt. Sein Schreiben werde an die zuständigen Stellen weitergeleitet. Mit keinem einzigen Satz ging das BAG auf die Forderungen des Karikaturisten ein.

Vallotton verlangt eine komplette Liste darüber, in welchen Medien das BAG mit diesem Schweizerkreuz für die Impfkampagne erworben hat. Dies, um den Schaden eruieren zu können, der ihm durch den Ideenklau entstanden ist. Da könnte einiges an Ärger auf Berset zukommen.

Von Indien lernen

Anfang November warnte Swissmedic vor dem Einsatz von Ivermectin bei Covid-19. Im indischen Bundesstaat Uttar Pradesh wird das Medikament höchst erfolgreich eingesetzt.

Kati Schepis

Am 2. November 2021 warnte Swissmedic auf ihrer Website vor dem Einsatz von Ivermectin bei Covid-19, da dies «die Gesundheit gefährde». Wie sieht die Datenlage zu Sicherheit und Wirksamkeit von Ivermectin wirklich aus? Ivermectin wird seit 1988 in tropischen Ländern zur Bekämpfung der Flussblindheit eingesetzt. Bis heute wurden über 2,7 Milliarden Dosen verabreicht. Dank Ivermectin gilt die Flussblindheit in Ecuador, Kolumbien, Mexiko und Guatemala heute als ausgerottet.

Wie sieht es hinsichtlich Wirksamkeit bei Covid-19 aus? Die stark antivirale Aktivität von Ivermectin gegen Sars-CoV-2 in vitro wurde im Juni 2020 aufgezeigt. Seither hat Ivermectin seine Effektivität bei Covid-19 in 67 Studien, davon 31 prospektive «randomisierte kontrollierte Studien» (RCT), belegt. Eine Meta-Analyse, die Daten von 3406 Patienten aus 24 RCTs umfasst, kommt zum Schluss, dass Ivermectin das Sterberisiko senkt und bei frühzeitigem Einsatz schwere Verläufe reduzieren dürfte.

«Behandlungskit» für Erkrankte

Zurzeit wird Ivermectin in über zwanzig Ländern für die Behandlung von Covid-19 verwendet. Die *real-world data* aus Indien scheinen die Wirksamkeitsdaten aus den Studien zu untermauern: Im bevölkerungsreichsten nordindischen Bundesstaat Uttar Pradesh führte das Gesundheitsamt Ivermectin im August 2020 durch eine Regierungsverordnung offiziell als Prophylaxe für enge Kontaktpersonen von Covid-Patienten sowie für die Behandlung Erkrankter ein.

Ivermectin wurde grosszügig an die Bevölkerung abgegeben, Menschen wurden dazu ermutigt, es bei Bedarf frühzeitig einzunehmen. Im Anschluss verzeichnete der Staat nur einen Bruchteil der Fallzahlen und Todesfälle von Staaten wie Maharashtra, wo Ivermectin nicht eingesetzt wurde. Mangelnde Tests waren hierfür nicht verantwortlich: Die Positivitätsrate in Maharashtra blieb von Mai bis September 2020 bei über 20 Prozent, diejenige von Uttar Pradesh lag nur während einiger Tage bei über 5 Prozent.

Im April 2021 stiegen die Fallzahlen in ganz Indien wieder an. Auch in Uttar Pradesh wur-

den infolge eines Zustroms positiv getesteter Menschen aus Delhi und Mumbai sechsfache Spitzenwerte der ersten Welle erreicht. Die Regierung schickte im Mai in einer grossen Aktion, unterstützt von der WHO, 141 610 *rapid response teams* in die Haushalte von 98 000 Dörfern, um symptomatische Personen zu testen und bei Bedarf zu isolieren. Erkrankten Personen wurde

In den Medien ist wenig über die Erfolgsgeschichte zu lesen.

ein «Behandlungskit» abgegeben. Über den Inhalt des Kits wurde lange geschwiegen.

Anfang Juni 2021 war der Staat Tamil Nadu, in dem nicht mit Ivermectin behandelt wird, mit einem Anteil von weniger als 4,9 Prozent der indischen Bevölkerung für fast 20 Prozent der Gesamtzahl der 2177 Todesopfer Indiens verantwortlich. Mitte Juni waren die Neuerkrankungen in Uttar Pradesh um 97 Prozent zurückgegangen, und das staatliche Programm wurde als Erfolg gefeiert. Im September galt Uttar Pradesh als weitgehend «Covid-frei».

Die WHO anerkannte die Erfolgsgeschichte von Uttar Pradesh, führte diese aber offiziell auf eine «frühzeitige und systematische Rückverfolgung» von Covid-Fällen zurück. Erst im August 2021 erfuhr die Öffentlichkeit, was sich in den «Behandlungskits» befunden hatte: Handschuhe, Desinfektionsmittel, ein Thermometer, Masken, Paracetamol, Vitamin C, Vitamin D3, Zink, Doxycyclin (Antibiotikum) und zehn Tabletten Ivermectin!

Klage gegen WHO-Wissenschaftlerin

Per Ende November 2021 wies Uttar Pradesh (240 Millionen Einwohner) 83 aktive «Covid-Fälle» und 22 910 «Covid-Tote» aus. Entsprechende Zahlen von Bundesstaaten, die auf Ivermectin verzichteten, lagen höher: Maharashtra (125 Millionen Einwohner): 11 863 aktive Fälle, 140 941 Tote; Kerala (36 Millionen Einwohner): 47 652 aktive Fälle, 39 838 Tote; Tamil Nadu (79 Millionen Einwohner): 8337 aktive Fälle, 36 463 Tote.

In den Medien ist wenig über die Erfolgsgeschichte von Uttar Pradesh zu lesen. Wenn, dann wird argumentiert, dass eine «Korrelation alleine noch keine Kausalität bedeutet» und dass weitere Faktoren wie die Immunität nach früheren Infektionen, Lockdowns oder die Impfung massgeblich zum Erfolg beigetragen haben dürften. Uttar Pradesh gehört zu den Bundesstaaten mit den tiefsten Durchimpfungsraten. Im August 2021 waren gerade einmal 6 Prozent der Bevölkerung vollständig geimpft. Ende Oktober lag die Rate vollständig Geimpfter bei 20 Prozent. Inwieweit sich die steigende Durchimpfung positiv auf die Fallzahlen auswirkt, wird sich in den nächsten Monaten zeigen.

Die indische Anwaltskammer verklagte die WHO-Chefwissenschaftlerin Soumya Swaminathan und beschuldigte sie, durch Irreführung und Unterdrückung der Wirksamkeitsdaten zu Ivermectin den Tod indischer Bürger verursacht zu haben.

Kati Schepis ist Pharmazeutin ETH.



Wer soll das noch ernst nehmen?

Dem Totalrückzug des österreichischen Kanzlers Sebastian Kurz haftet etwas Absurdes an. Erfolgsverwöhnte Männer verlieren die Lust an einem Spiel, das sie nicht mehr gewinnen können.

Michael Fleischhacker

Wien
Vor einer Woche hat eine der schillerndsten europäischen Politikerfiguren der vergangenen Jahre die politische Bühne verlassen: Sebastian Kurz, mit 35 Jahren bereits zweimaliger «Altkanzler» der Republik Österreich, Gegenspieler der am gleichen Tag mit dem «Grossen Zapfenstreich» verabschiedeten deutschen Langzeitkanzlerin Angela Merkel in der Flüchtlingskrise 2015 und teilweise auch während der Corona-Pandemie, legte alle seine politischen Ämter zurück. Zuletzt war er Klubobmann, also Fraktionsführer der ÖVP im Parlament und deren noch im Sommer mit 99,4 Prozent der Delegiertenstimmen wiedergewählter Obmann. Als Grund für seinen definitiven Rückzug gab Kurz an, dass ihm die Geburt seines Sohnes wenige Tage zuvor klargemacht habe, dass es auch ein Leben ausserhalb der Politik gebe. Zudem habe er angesichts der aus seiner Sicht ungerechtfertigten Untersuchungen der Wirtschafts- und Korruptionsstaatsanwaltschaft gegen ihn und zahlreiche Personen aus seinem unmittelbaren Umfeld wegen einer Inseratenaffäre die Lust am politischen Betrieb verloren, weil es nun nicht mehr um den Wettbewerb der besten Ideen gehe, sondern nur noch um den Versuch, den Gegner auszuschalten.

Zwar äusserten sogar die politischen Mitbewerber Verständnis dafür, dass einen die Geburt eines Kindes emotional überwältigen und dazu führen kann, das eigene Lebenskonzept grundsätzlich zu hinterfragen; man gratulierte aufrichtig und wünschte der jungen Familie das Beste. So richtig glauben, das konnte man deutlich heraushören, wollte man dem Ex-Kanzler aber nicht. Dies nicht zuletzt deshalb, weil Kurz in den Wochen vor der Geburt den – relativ spektakulär gescheiterten – Versuch unternommen hatte, sich mittels Gutachten eines Strafrechtsprofessors der Wiener Universität attestieren zu lassen, dass von den Vorwürfen, die die Korruptionsstaatsanwaltschaft erhoben hatte, nichts hängenbleiben würde. Man nimmt also nicht ganz ohne Grün-



Tricksen auf dem Spielbrett der Macht:
Ex-Kanzler Kurz, Partnerin Susanne Thier.

de an, dass der zweite von Kurz genannte Grund für den Totalrückzug der ausschlaggebende gewesen war: Der Mann hat keine Lust mehr, weil ihm endgültig klargeworden ist, dass der Plan, nach dem erzwungenen «Schritt zur Seite» vom Bundeskanzleramt in den Nationalrat möglichst schnell ins Zentrum der Macht zurückzukehren, auf längere Sicht nicht umzusetzen ist.

Dynamik der Ereignisse

Was dann passierte, erinnert an den altösterreichischen Spruch, der gemäss Legenden im Ersten Weltkrieg in den nicht besonders erfolgreich agierenden Truppen des zerfallenden Habsburgerreiches kursierte: «Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst.» Noch am selben Abend erklärte Kurz' engster Vertrauter, Gernot Blümel, Finanzminister der Republik, seinen Rücktritt, auch er deutete an, dass er sich nach der schon etwas länger zurückliegenden Geburt seines zweiten Kindes auf die Vorzüge des Privatlebens besonnen habe. Tags darauf erklärte der für 52 Tage amtierende Bundeskanzler und frühere Aussenminister Alexander Schallenberg, dass er sein Amt zur Verfügung stellen werde,

und zwar demjenigen, der als Nachfolger von Sebastian Kurz an der Parteispitze gekürt werden würde. Das war dann der bisherige Innenminister Karl Nehammer. Der wiederum nahm das nicht ernstgemeinte, höfliche Rücktrittsangebot des Bildungsministers Heinz Fassmann zu dessen grosser Überraschung und Enttäuschung an, so dass es zu einer grösseren Umbildung innerhalb des ÖVP-Regierungsteams kam. Der grüne Vizekanzler garnierte das karnevaleske Geschehen mit dem Bonmot, dass es nun einmal Aufgabe der ÖVP sei, den Kanzler zu bestimmen.

In der Politik kann immer Unvorhersehbares passieren, und dass Kurz irgendwann auch den letzten Schritt machen und akzeptieren würde, dass nach allem, was passiert ist, an eine Rückkehr ins Bundeskanzleramt nicht zu denken ist, war absehbar. Dennoch haftet der Dynamik der Ereignisse, die am Montag in der Angelobung des Kabinetts «Nehammer I» durch den Bundespräsidenten gipfelte, ein Hauch des Absurden und auch Unernsten an, der mit dem viral verbreiteten Spruch «Nur noch drei Bundeskanzler, dann ist auch schon Weihnachten» gar nicht so schlecht beschrieben ist. Denn alles, was in dieser Woche in der österreichischen Politik passiert ist, erweckt den Eindruck, dass da eine eingeschworene Gruppe erfolgsverwöhnter junger Männer die Lust an einem Spiel verloren hat, das sie nicht mehr gewinnen kann. Man kann als Bürger ein gewisses Unbehagen entwickeln, wenn sich so deutlich zeigt, dass das Amt des Regierungschefs letztendlich auch nur ein Feld auf dem Spielbrett der Macht ist, das man zwischendurch mal mit einer Figur besetzt, bis die andere, die der Gegner gerade aus dem Spiel genommen hat, durch einen Trick wieder verfügbar ist.

Alexander Schallenberg hat sich als der «Platzhalter» erwiesen, als der er zu Beginn seiner kurzen Amtszeit keinesfalls bezeichnet werden wollte. Das passt so gar nicht zum salbungsvollen Gerede über das Pflicht-Ethos, das der aristokratisch-soignierte Diplomat gezeigt habe, indem er sich in einer so schwierigen Situation der Verantwortung nicht entzog. Hinterher zeigt

sich deutlich, warum Schallenberg zum Kanzler gemacht wurde und nicht irgendjemand sonst: Weil die Lücke, die er nach seiner alsbaldigen Auswechslung im Bundeskanzleramt hinterlassen würde, ihn prachtvoll ersetzt. Jetzt ist er eben wieder Aussenminister, und der Kurzzeitaussenminister, der ihn ersetzt hat, geht kurz spazieren, bis er Botschafter in Berlin werden kann, denn nach Paris kann er nicht mehr zurück, dort wurde ja schon nachbesetzt. Wer soll das noch ernst nehmen?

Wie Merkel?

Letztendlich muss man mit Blick auf die Wiener Ereignisse der letzten Woche über die Frage nachdenken, die sich jeder Führungsperson, ob in Politik oder Wirtschaft, stellt: Bin ich für die Politik da, oder ist die Politik für mich da? Bin ich für das Unternehmen da, oder ist das Unternehmen für mich da? Die Antwort fällt recht eindeutig aus: Hier hat sich eine Truppe zurückgezogen, die auf dem Standpunkt stand, dass die Politik für sie da sei, und wenn die Politik ihr nichts mehr zu bieten hat, verabschiedet sie sich.

Es ist nicht so, dass das nicht auch schon früher und in anderen Parteien vorgekommen wäre. Kurz' Vorgänger, der SPÖ-Bundeskanzler Christian Kern, war direkt von der Spitze der staatlichen Eisenbahngesellschaft ÖBB ins Kanzler-

amt gewechselt, nachdem man seinen Vorgänger Werner Faymann aus dem Amt gedrängt hatte. Nach verlorener Wahl blieb er noch einige Monate im Nationalrat, um sich dann wieder seinen privaten Geschäften zu widmen. Es scheint, als hätte man es mit dem üblichen Pendelschlag in die andere Richtung zu tun, wenn sich ein System totgelaufen hat. In Österreich hatte vor dem Beginn der «italienischen Verhältnisse» ein korporatistisches System zur politischen Erstarrung geführt, in dessen Filz sich die Vertreter von Parteien, Kammern und Gewerkschaften über Jahr-

In die Lücken stiessen immer wieder ambitionierte Leute vor, die sich hinterher als Glücksritter erwiesen.

zehnte festgekrallt hatten. In der Hermetik dieses Systems überdauerten die immergleichen Leute über viele Jahre, oft Jahrzehnte. In die Lücken, die das Aufbrechen dieses Systems eröffnete, stiessen dann immer wieder ambitionierte Leute vor, die sich hinterher oft als Glücksritter erwiesen.

Wie alles andere im Leben, ist naturgemäss auch dieser Befund nicht ganz eindeutig, denn auch Sebastian Kurz hat sein ganzes Leben in der Politik verbracht. Er hat sich über die Jugendorganisation der Partei hochgearbeitet, ganz im

alten Modus, um dann den Schalter umzulegen auf ein dynamisches, auch marketinggetriebenes Politikkonzept, das sich, obwohl von den alten korporativen Strukturen genährt, als neu darstellen konnte. «Neue Volkspartei» heisst die vormalige Österreichische Volkspartei seit Kurz' Machtübernahme, und was sie verkörpern sollte, war eine Art «moderner Konservativismus», der klassische bürgerliche Wertorientierung mit liberaler statt korporatistischer Wirtschaftspolitik und zeitgenössisch-zeitgeistigem Habitus verbinden sollte. Angesichts der Nonchalance und Beiläufigkeit, mit der dieses Experiment beendet wurde, stellt sich die Frage, wie ernsthaft es jemals gewesen sein kann. Die ÖVP wird sich vom Erfolg, den sie mit Kurz hatte, jedenfalls so schnell nicht erholen. Ob der Sturz des Wiener Wunderwuzzis bedeutet, dass sich die europäischen Konservativen doch eher auf das «Konzept Merkel» verlassen sollten, wie jetzt vielerorts gesagt wird, darf man freilich bezweifeln. Denn auch die Sozialdemokratisierung der CDU unter Angela Merkel folgte nicht dem Interesse der weltanschaulichen Positionierung der Partei, für die sie sich kaum interessierte, sondern dem Kompass des Machterhalts.

So ergibt es dann doch wieder Sinn, dass Sebastian Kurz und Angela Merkel am selben Tag abgetreten sind.



Bindella

TENUTA VALLOCAIA

TOSCANA
MONTEPULCIANO



*Atemberaubend.
Die Schönheit der Umgebung.
Sie prägt den klassischen.
Nachhaltigen Vino Nobile.*



Jetzt bestellen!
bindella.ch/weinshop

Wir feiern 160 Jahre fundierten und unabhängigen Wirtschaftsjournalismus.



Handelszeitung
Print & Digital-Abo
zum Jubiläumspreis

CHF 145.- statt 290.-



[shop.handelszeitung.ch/
160jahre](https://shop.handelszeitung.ch/160jahre)



Zum 160. Jubiläum der Handelszeitung profitieren Sie von unserem 50%-Jubiläumsrabatt auf das Print & Digital-Abo.

160 Jahre
HANDELSZEITUNG
Wirtschaft im Klartext. Seit 1861.

Versöhnliche Sinnesfragen *to go*

Wie ein einziges, mitleidiges Selbstgespräch innere Zufriedenheit schaffen kann.



Psychologen sagen, die vorweihnachtlichen Belastungen bringen viel Ärger ins Haus. Nie wird so viel gezankt, die Harmonie auf die Probe gestellt, nie werden so viele Seitensprünge begangen wie in der Weihnachtszeit. Deswegen trennen sich gerade im Dezember viele Paare. Und nicht wenige wünschen sich über die Festtage weit weg. Weg von dem Geschenkestress, den existenziellen Lichterketten- und Weihnachtsbaum-Fragen, von Aschenbrödel in Dauerschleife, von der Verwandtschaft dritten Grades, dem Völlegefühl nach den designierten Essorgien und den fünf Paar Socken, mit denen man von mindestens einer Person alljährlich an Weihnachten versorgt wird. Weit, weit weg.

Weihnachten ist für viele auch die Zeit der Melancholie. Wie ein Türchen im Adventskalender öffnet der Blick aus dem Fenster in den trostlosen Himmel, in dem sich winterlich Wolken stapeln, einen schweren Schleier: Man besinnt sich auf seinen Platz im Universum zurück. Um diese Zeit herum scheint es noch endloser und man selbst noch winziger, noch unbedeutender. Fragen drängen sich auf. Fragen, die – meiner Erfahrung nach – üppiger gedeihen, wenn man seine erste, die leichtere Lebenshälfte (mit grosser Wahrscheinlichkeit, ausser man geht als über Hundertjährige in die Geschichte ein) hinter sich hat. Die «Diese-Momente-Fragen».

Was ist eigentlich jenseits der Schwelle? Was kann ich bis dahin noch besser machen? Bin ich die Person, die ich immer sein wollte? War ich freundlich zu den Menschen? Tüchtig genug bei den Zielen, die ich erreichen wollte? Was habe ich geleistet? Habe ich mein Lebenspotenzial voll ausgeschöpft? Was hinterlasse ich dieser Welt ... einmal? Merken die Leute

mir eigentlich das Altern an, das Absacken ganzer Fleischschichten, die zerknitterten Augenpartien, die sich erst nach dem zweiten Kaffee wieder in gutmütiger Glättung präsentieren, oder fallen die Veränderungen nur mir auf? Ich möchte das jetzt nicht in aller Ernsthaftigkeit beurteilen müssen – auch wenn die «besinnliche» Adventszeit für diese Art der ich-bezogenen Auseinandersetzung zweifellos prädestiniert ist. Stellen sich Frauen diese Fragen häufiger als Männer?

Das Gute ist: Diese ganzen selbstmitleidigen Sinnesfragen, die später wiederum jede Menge Weihnachtsguetzli als Trost rechtfertigen, die haben auch etwas Positives: Sie lassen das Gefühl der Überlegenheit bröckeln und einer neuentdeckten Bescheidenheit weichen. Das Hinterfragen, das, wie ich höre, bei vielen Menschen mit zunehmendem Alterungsprozess vermehrt zutage tritt, relativiert nämlich viele Dinge im Leben. Die Grösse zwischen Seele und Kosmos. Die Diskrepanz zwischen dem Versprechen, das in jungen Jahren im Raum stand, dass sich schon alles wunschgemäss fügen würde, und den Dingen, die sich dreissig, vierzig, fünfzig Jahre später nicht gefügt haben, aber einige eben schon. Auch die Leistung; sie kommt auf einmal in tausend Facetten daher. Simone de Beauvoir soll einmal gesagt haben: Altern heisst, sich über sich selbst klar werden und sich beschränken.

Und so sind wir beim Überschreiten eines bestimmten Alters natürlich nicht zu Geschöpfen geworden, die permanent mit sich hadern und nur mit drei Gläsern Rotwein einschlafen können. Die wegen geringster Unpässlichkeiten ins Jammern verfallen. Sondern in Wahrheit zu Individuen, die den täglichen Herausforderungen gelassener, zwangloser entgegenblicken. Die

hartnäckig, aber unbewusst auf die Loslösung von ihren Selbstzweifeln hingearbeitet haben. Wir sind zu Menschen geworden, die nicht mehr so sehr von sich selbst in Anspruch genommen sind und sich im Zuge dieser Metamorphose auch von dem Gedanken distanziert haben, dass Leistung hauptsächlich mit einem tollen Job, viel Wirtschafts-Output und äusserlicher Anerkennung zu tun habe. Wir sind jetzt Persönlichkeiten, die sich schrittweise der Ansicht nähern, dass all das vergänglich ist, so wie jugendliches Aussehen.

Du bist nur so gut wie dein letzter Text. Du bist nur so gut wie deine letzte Pointe. Du bist nur so gut wie deine letzte gelungene Problemlösung. Du bist nur so gut wie deine letzte erworbene Bestätigung. Irgendwann wird der ersehnte Beifall ausbleiben. Und dann?

Wenn an einem Punkt unserer Zeit diese verlässliche, konstante Zufriedenheit eintritt, eine, die ohne äussere Einflüsse auskommt, die vielleicht in der Befriedigung liegt, seine Buchsbäume so zu hegen und zu pflegen, dass sie auch nach Jahren gedeihen, oder in der Genugtuung, nach einem feinen Abendessen vollgefressen und zufrieden wie eine gesättigte Kuh mit seiner grossen Liebe auf der Couch einzuschlafen, also die Zufriedenheit im scheinbar Unbedeutenden zu finden – das ist vielleicht, über ein gesamtes Leben gesehen, eine unserer grössten Leistungen.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, setzt man Zeit und Bescherung in die richtige Relation, gibt's auch keinen Vorweihnachtsstress. Achtung, schnulzig, aber wahr: Du bist nicht nur so gut wie dein letztes Geschenk. Du bist das Geschenk.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

«Ich spreche jeden Tag mit dem Tod»

Nicola Gratteri ist der höchste Mafia-Jäger Italiens. Seine Vorgänger wurden ermordet. Nun macht er der gefürchteten 'Ndrangheta den Prozess. Ihre Tentakel reichen bis in die Schweiz.

Roland Itten

Catanzaro

Es regnet in Strömen, als wir an der Nordküste Kalabriens über löchrige Landstrassen fahren. Wir sind unterwegs ins bergige Catanzaro. Treffpunkt: Justizpalast. Unser Interviewpartner: Nicola Gratteri, 62, der höchste Mafiajäger Italiens. Seit Januar leitet er als Chefankläger den «Maxi-Prozess». Und steht hinter der Verhaftung von 355 mutmasslichen Mitgliedern der kalabrischen 'Ndrangheta, der womöglich mächtigsten Mafiaorganisation weltweit.

Die Kalabresen kontrollieren 80 Prozent von Europas Kokain-Importen, die hauptsächlich über die Frachthäfen laufen. Ihr krimineller Cashflow wird auf jährlich 50 Milliarden Franken geschätzt. Es ist ein bislang unbesiegt und gefährliches Monster, mit dem sich Gratteri angelegt hat. Die Anklage baut auf gegen tausend Zeugen, umfasst 13 500 Seiten. Es geht um Mord, Drogenhandel, Geldwäsche, Amtsmissbrauch. Und Mitgliedschaft in einer verbrecherischen Organisation, deren Tentakel über ganz Europa reichen, auch in die Schweiz. Dass Gratteri ganz zuoberst auf ihrer Todesliste steht, versteht sich von selbst.

Weltwoche: Herr Gratteri, wie geht es Ihnen?

Nicola Gratteri: Es geht, danke.

Weltwoche: Wie kommen Sie voran beim Maxi-Prozess?

Gratteri: Wir kommen voran. Doch bis zum Abschluss wird es wohl Herbst 2022.

Weltwoche: Anfang Jahr sagten Sie noch, man sei Ende Januar 2022 damit durch. Hat Covid-19 das Verfahren verlangsamt?

Gratteri: Nein. Aber inzwischen haben wir bereits gegen tausend Zeugen. Opfer, Polizisten, Mitarbeiter der Justiz. Und 59 *pentiti*, die wir für uns gewinnen konnten. Die alle zu befragen, verlängert das Verfahren. (Ein *pentito* ist ein reuiges Mitglied einer Mafia-Familie, ein Kronzeuge, die Red.)

Weltwoche: Diesen *pentiti* offerieren Sie bei erfolgreicher Zusammenarbeit einen Deal – also Strafmilderung. Und beschaffen ihnen nach Absitzen der Strafe eine neue Identität?

Gratteri: Ja. Oft bringt erst ein Kronzeuge die Mitglieder einer Familie, einen Boss richtig zu Fall. Seine Aussagen verleihen dem gesammelten Beweismaterial entscheidendes Gewicht. Die *pentiti* erzählen, wie die Auftragserteilung innerhalb ihres Clans abläuft. Wer was befohlen hat. Und was sie selber ausgeführt, getan haben.

Weltwoche: Sind Sie sicher, dass die Ihnen die Wahrheit sagen? Denn wenn Ihre Beweislage erdrückend wäre, brauchten Sie ja keine *pentiti*, oder?

Gratteri: Wir haben bereits viele Beweismittel. Entweder der *pentito* bestätigt diese mit Antworten auf unsere geschickt gestellten Fragen. Oder aber er gibt uns konkrete Tipps:

«Die 'Ndrangheta investiert auch in Zürich und in der Westschweiz.»

wo grosse Kokainlieferungen in Empfang genommen werden und anderes. Das überprüfen wir, dann schlagen wir zu.

Weltwoche: 355 Angeklagte, tausend Zeugen, mehrere hunderte Anwälte, Plädoyers. Ein riesiger Aufwand, auch finanziell. Der Erfolgsdruck von Staat und Öffentlichkeit muss immens sein ...



„Du hättest nicht nach einer Quittung fragen dürfen...“

Gratteri: ... er ist gross. Aber viele Angeklagte werden für sehr lange Zeit hinter Gitter wandern.

Weltwoche: Für den Mammutprozess liessen Sie bei Lamezia Terme auf 3000 Quadratmetern eigens eine Lagerhalle zum Hochsicherheitsgericht umbauen. Aus Furcht vor Attentaten?

Gratteri: Auch, ja. Die «Aula Bunker» hat Platz für tausend Personen: Richter, Staatsanwaltschaft, mehrere hundert Anwälte, Familienangehörige, Medien, Publikum. Dank dem Militär draussen, Drohnen, 65 Überwachungskameras, Sicherheitsschleusen und Polizeipräsenz innen sind wir dort sicher.

Weltwoche: Aber die Angeklagten sitzen nicht im Gerichtssaal. Anders als 1986 in Sizilien – im ersten Maxi-Prozess gegen die Cosa Nostra –, wo sie dem Prozess in Massenkäfigen beiwohnten.

Gratteri: Nein, die Angeklagten wurden auf 150 Gefängnisse in ganz Italien verteilt. Die *pentiti* auch. Doch alle sind live per Videoübertragung im Gerichtssaal zugeschaltet. Die Anwälte haben mit ihren Mandanten jederzeit auch telefonisch Kontakt. Seit 2014 gibt es ein Gesetz, laut dem Angeklagte in Maxi-Prozessen nicht mehr gemeinsam im Gerichtssaal sitzen dürfen.

Weltwoche: Sie arbeiten seit 1986 für die Justiz Kalabriens. In Reggio di Calabria als Staatsanwalt und Richter. Seit 2016 nun als Generalstaatsanwalt. Wann haben Sie entschieden, zum grossen Schlag gegen die 'Ndrangheta auszuholen?

Gratteri: Am Nachmittag des 16. März 2016. Da habe ich alle meine Kollegen der Staatsanwaltschaft von ganz Kalabrien erstmals zusammengezogen. Nach drei Stunden entschied ich, dass wir genügend Material haben, um eine gezielte Operation gegen diverse Mafia-Familien vorzubereiten. Zentrale Rolle spielte und spielt die Familie Mancuso, der grösste aller Clans.

Weltwoche: Was denken Sie, was werden Sie am Schluss erreichen?

Gratteri: Wir werden Ordnung schaffen, versuchen, das kriminelle System der 'Ndrangheta zum Zusammenbrechen zu bringen. Damit die Menschen wieder frei leben können.



«Wir trinken etwas, ich gehe zur Toilette, und weg sind wir»: Chefankläger Gratteri.

Weltwoche: Ein idealistisches Ziel. Ist die 'Ndrangheta nicht zu tief in der Gesellschaft verwurzelt?

Gratteri: Schon. Doch auch die Cosa Nostra in Sizilien wurde erst mit dem ersten Maxi-Prozess richtig stark geschwächt, und die Behörden bleiben dran. Die Menschen hier in Kalabrien haben genug von der Mafia. Von Unterdrückung, Schutzgeld-Erpressungen, Anschlägen, Morden. Und der Angst.

Weltwoche: In der Schweiz spricht die Bundespolizei von mehreren hundert aktiven Mafiosi, darunter viele 'Ndrangheta-Leute.

Gratteri: Ja, das ist so.

Weltwoche: Wie sind die in der Schweiz organisiert?

Gratteri: Wie in Kalabrien. In lokalen Zellen, mit gleichen Regeln und Hierarchien. Sie fallen nicht auf, haben einen Job, passen sich an. Brechen nicht in Häuser ein und erschossen niemanden.

Weltwoche: Was sind ihre Hauptdelikte?

Gratteri: Sie handeln im grossen Stil mit Kokain. Unauffällig. Koordinieren Lieferungen, organisieren Zwischenlager und die Weiterverteilung. Und sie waschen Geld. Im Gastgewerbe und in der Hotellerie. Auch in Immobilien und Baufirmen.

Weltwoche: Und gründen Strohfirmitäten mit rekrutierten Vertrauensleuten in der Schweiz – Treuhändern, Anwälten?

Gratteri: Ja, aber die Chancen, dass sie ins Fadenkreuz der Schweizer Justiz geraten, ist klein. Ausser wenn wir die Behörden ersuchen, Ermittlungen aufzunehmen.

Weltwoche: Die Schweiz kennt ja keine Guardia di Finanza, keine staatliche Finanz- und Wirtschaftspolizei, wie in Italien. Und Ihnen als Staatsanwalt fehlen für die Schweiz ja oft auch die Beweise. Fördert dieser Prozess nun weiteres Material zutage?

Gratteri: Das hoffen wir!

Weltwoche: Mit einem geschätzten, kriminellen Cashflow von 50 Milliarden Euro pro Jahr hat die 'Ndrangheta die Arme weltweit ausgestreckt. Warum gerade in die übersichtliche Schweiz?

Gratteri: Weil die 'Ndrangheta dort Geld zu platzieren versucht, wo die Wirtschaft läuft ... Die reiche Schweiz als Nachbar Italiens ist schnell erreichbar. Im Tessin spricht man sogar die gleiche Sprache, das macht es einfacher, Kontakte zu knüpfen. Aber es wird auch in Zürich und der Westschweiz investiert.

Weltwoche: Wie gut ist Ihre Zusammenarbeit mit den Schweizer Behörden?

Gratteri: Sagen wir es so: Sie ist besser geworden. Sie sind gegenüber dem Problem mit der Mafia sensibler, aufmerksamer geworden.

Weltwoche: Sie selber haben 355 mutmassliche Mafiosi der 'Ndrangheta verhaftet und an-

geklagt, stehen zuoberst auf deren Todesliste. Wie frei bewegen Sie sich noch?

Gratteri: Gar nicht mehr. Meine Leibwächter sind rund um die Uhr bei mir. Auch hier vor der Türe. (Anmerkung: Diese ist aus dickem Stahl, mit sechs Bolzen gesichert, die Fenster sind aus Panzerglas, auf Gratteris Tisch stehen vier Fernseher, die ihm zeigen, wer draussen steht.)

Weltwoche: Sie sind ja auch mal draussen unterwegs?

Gratteri: Ja, aber immer mit Polizeieskorten. Ich sitze in einer von drei gepanzerten Limousinen. Wenn wir vor einem Restaurant anhalten, passiert das immer spontan. Zwei uniformierte Polizisten gehen ein paar Minuten vorher rein, prüfen die Lage, bestellen und bezahlen sofort. Dann stellen sich draussen und drinnen bewaffnete, zivile Agenten auf, erst dann komme ich rein. Wir trinken etwas, ich gehe zur Toilette, und weg sind wir.

Weltwoche: Und in einem Hotel?

Gratteri: In ein Hotel gehen wir erst spät, wenn die anderen Gäste schlafen, die Mitarbeiter weg sind. Immer unangemeldet. Sprengstoffhunde kontrollieren das Haus. Überall werden Kameras installiert. Der Besitzer, seine Angehörigen geben die Handys ab. Sie werden, während ich schlafe, überwacht. So, dass niemand einen Anruf machen kann. Vor meiner Türe sind meine langjährigen Leibwächter. Manchmal sogar in meinem Zimmer. Um sechs Uhr morgens fahren wir wieder weg.

Weltwoche: Und zu Hause in Ihrem Haus, bei Ihrer Frau?

Gratteri: Da übernachtete ich auch, helfe ihr sogar im Garten. Das Haus liegt abgelegen, ein Hochsicherheitstrakt, auch wenn ich nicht dort bin. Umgeben von Militär, Polizei, Drohnen, Kamerasystemen. Und natürlich auch hier mit den gleichen selektionierten Personen. Da kommt niemand in die Nähe.

Weltwoche: Wie schützen Sie Ihre zwei Söhne?

Gratteri: [hält inne und schaut in Richtung Fenster] Den einen wollten sie mal entführen, den anderen versuchten sie zu erschliessen. Von einem Motorrad aus, das plötzlich neben dem Wagen auftauchte. Beides lief zum Glück schief. Nun leben sie unter anderem Namen in Norditalien. Auch sie haben zivilen Polizeischutz.

Weltwoche: Ihre Vorgänger, Giovanni Falcone und Paolo Borsellino, Chefankläger im ersten Maxi-Prozess, wurden ermordet. Haben Sie nicht Angst davor?

Gratteri: Doch. Und ich spreche jeden Tag mit dem Tod. Ich muss ein Attentat in Kauf nehmen, trotz heute moderner Überwachungstechnik, noch besserem Personenschutz. Die Angst kann ich nur mit dem Glauben unterdrücken, die Mafia zu zerschlagen und Ordnung zu schaffen. Eine Mission, der ich mich bereits in der Jugend verschrieben habe.

Was von der Ampel zu halten ist

SPD, FDP und Grüne: Drei Partner, die nicht zusammenpassen, führen die Geschicke Deutschlands. Kann das gut gehen?

Rainer Zitelmann

Berlin

Am Mittwoch, dem 8. Dezember, nach Redaktionsschluss, hat der Deutsche Bundestag den Sozialdemokraten Olaf Scholz als Nachfolger von Angela Merkel gewählt. Er führt eine Koalition aus drei Parteien an: den Sozialdemokraten (SPD), den Grünen und der liberalen FDP.

Die drei Partner passen eigentlich nicht zusammen. Die beiden linken Parteien SPD und Grüne hätten lieber mit der Partei Die Linke (hierbei handelt es sich um die frühere kommunistische Partei, die in der DDR an der Spitze stand) regiert. Das war nicht möglich, weil die drei Parteien bei den Wahlen zusammen keine Mehrheit im deutschen Parlament erlangen konnten. Die FDP hätte lieber mit der CDU/CSU regiert. Die CDU/CSU hatte jedoch das schlechteste Ergebnis ihrer Geschichte erzielt und ist derzeit ohne Führung.

Exzellenter Jurist

In der neuen Koalition, die in Deutschland jetzt das Steuer in der Hand hat, finden sehr ungleiche Partner zusammen. SPD und Grüne hatten den Wahlkampf mit der Forderung nach massiven Steuererhöhungen für Reiche geführt, die FDP hatte Steuerenkungen für alle Bürger gefordert. Das Ergebnis: Es bleibt alles, wie es ist. SPD und Grüne haben Steuerenkungen, die FDP hat Steuererhöhungen verhindert.

Auch auf vielen anderen Politikfeldern haben sich die so unterschiedlichen Parteien neutralisiert. Beispiel Mietrecht: SPD und Grüne wollten Rechte von Vermietern massiv beschränken und Mieterhöhungen verbieten. Die FDP hätte das Mietrecht gerne liberalisiert. Ergebnis: Im Mietrecht bleibt – mit nur geringen Änderungen – alles so, wie es ist. Die marktwirtschaftliche FDP einerseits und die beiden linken Parteien andererseits haben sich neutralisiert.

Die FDP hat zwei zentrale Ministerien besetzen können: Das Finanzministerium wird vom FDP-Vorsitzenden Christian Lindner geleitet und das Justizministerium von Marco



«Feministische Aussenpolitik»: Kanzler Scholz.

Buschmann, der als exzellenter Jurist gilt. Für die deutsche Wirtschaft, die vor allem auf die FDP hofft, ist das beruhigend, während die Besetzung anderer Ministerien Sorgen bereitet.

Das Wirtschafts- und das Außenministerium werden von den beiden Vorsitzenden der Grünen besetzt. Annalena

In vielen Politikfeldern haben sich die so unterschiedlichen Parteien neutralisiert.

Baerbock wird Außenministerin. Sie ist umstritten: Im Wahlkampf hatte sich herausgestellt, dass Angaben in ihrem Lebenslauf falsch waren. Zudem hatte sie ein Buch veröffentlicht, bei dem sich herausstellte, dass es in weiten Teilen ein Plagiat war. Sie musste es zurückziehen, es wird nicht mehr gedruckt. Dies hat die Glaubwürdigkeit von Baerbock beschädigt und ihrer Partei viele Stimmen gekostet.

Die Grünen stehen für eine primär moralisch orientierte Außenpolitik, was insbesondere zu Problemen mit China und Russland führen dürfte. In Bezug auf Russland wird sich jedoch vermutlich die SPD durchsetzen, die für eine russlandfreundliche Politik steht. Anders ist es in Bezug auf China. Wirtschaftliche Interessen Deutschlands sind der Partei der Grünen gleichgültig. Das könnte zu einem Kurswechsel gegenüber China und zur Abkehr von Merkels Politik führen, der die Beziehungen zu China wichtig waren. Noch bevor Baerbock ihr Amt angetreten hat, forderte sie ein Importverbot für Produkte aus der chinesischen Region Xinjiang und schloss auch einen Boykott der Olympischen Winterspiele in China nicht aus, was die Chinesen verärgerte.

Realpolitik ist den Grünen fremd, sie wollen die Außenpolitik vor allem an Moral und Ideologie ausrichten. Eine zentrale grüne Forderung ist eine «feministische Außenpolitik». Im Koalitionsvertrag der drei Parteien ist auch ausdrücklich eine «Feminist Foreign Policy»

vereinbart, was immer das sein soll. Man kann nur hoffen, dass es Bundeskanzler Scholz gelingt, den Schaden, den Aussenministerin Baerbock anrichten würde, zu begrenzen, indem er selbst die wesentlichen Grundzüge der Aussenpolitik bestimmt.

Irrweg in der Energiepolitik

Robert Habeck, der zusammen mit Baerbock die Grünen führt, wird das Wirtschaftsministerium leiten und auch für Klimapolitik zuständig sein. Habeck ist Philosoph und hat Kinderbücher geschrieben, hat aber in der Vergangenheit in mehreren Interviews bewiesen, dass er nicht die geringste Ahnung von Wirtschaft hat. Die Grünen wollen die gesamte Wirtschaftspolitik dem Kampf gegen den Klimawandel unterordnen. In diesem Jahr werden die letzten drei deutschen Kernkraftwerke ausgeschaltet, in wenigen Jahren sollen zudem alle Kohlekraftwerke ausgeschaltet werden – ohne dass Ersatz durch andere Energiequellen da wäre! Schon jetzt hat Deutschland, als Ergebnis dieser Politik, die höchsten Strompreise von allen G-20-Ländern. Das paradoxe Ergebnis dieser Politik: Deutschland wird vermutlich künftig noch mehr Atomstrom aus Frankreich und anderen Ländern importieren müssen, weil das Land sich nicht mehr selbst mit Energie versorgen kann. Das *Wall Street Journal* nannte dies «World's Dumbest Energy Policy» – und die Grünen wollen diesen Irrweg noch schneller gehen.

Es ist wohl das erste Mal, dass ein Politiker per Twitter zum Minister gemacht wurde. Aber die Kampagne für Karl Lauterbach, den Hardliner in der Corona-Politik, war erfolgreich. Ich sehe Lauterbach, der Gesundheitsminister wird, darin nicht so kritisch wie die meisten meiner Freunde. Immerhin ist er einer der wenigen Politiker, die fachlich versiert sind. Aber ich halte ihn für einen gefährlichen Politiker, weil er die Freiheitseinschränkungen auch nach dem Ende der Pandemie aufrechterhalten will. In einem Beitrag für die *Welt* schrieb er: «Somit benötigen wir Massnahmen zur Bewältigung des Klimawandels, die analog zu den Einschränkungen der persönlichen Freiheit in der Pandemie-Bekämpfung sind.»

Er fügte zwar hinzu, er sei skeptisch, ob sich das durchsetzen lasse. Aber diese Sätze sind ungeheuerlich, weil ein solches Denken in einer Öko-Diktatur enden könnte. Zudem ist er ein vehementer Verfechter von sozialistischen Ideen wie der sogenannten Bürgerversicherung.

Konfliktpunkt Migration

Wird die Koalition der so ungleichen Partner – SPD und Grüne auf der einen, FDP auf der anderen Seite – vier Jahre halten? Ein Konfliktpunkt könnte die Migrationspolitik werden. SPD und Grüne wollen die Migrationspolitik, so wie Angela Merkel, vor allem an morali-

schen Prinzipien orientieren. Merkel hatte 2015 die deutschen Grenzen geöffnet – und war dabei von SPD und den Grünen unterstützt worden.

Die FDP will auch eine Zuwanderung, aber sie möchte eine Zuwanderung in die deutschen Sozialsysteme begrenzen und will vor allem solche Zuwanderer, die Deutschland wirtschaftlich nützen, insbesondere Fachkräfte. Die Wähler der FDP sind – wie alle Umfragen zeigen – gegen eine Politik der offenen Grenzen. Wenn die FDP auf diesem Feld den Forderungen der Grünen und der SPD nachgibt, könnte sie einen grossen Teil ihrer Wähler wieder verlieren.

Andererseits stehen SPD und Grüne unter dem Druck der Bundestagsabgeordneten dieser beiden Parteien: Die Fraktionen von SPD und Grünen im neuen Bundestag ste-

panorama
knive

Schmuckstück aus Serpentin.



Limitiert & Nummeriert



hen politisch sehr, sehr weit links. Neuer Generalsekretär der SPD wird Kevin Kühnert, ein Sozialist, der bekannt wurde, als er über die Enteignung von Unternehmen wie BMW sprach und darüber, dass es nur dem Staat erlaubt sein sollte, Wohnungen zu vermieten. Von Kühnert weiss man, dass er am liebsten mit der Partei Die Linke zusammenarbeiten möchte und alles ablehnt, wofür die FDP politisch steht. Auch wenn Olaf Scholz sagt, er wolle länger als vier Jahre mit der FDP regieren, seine Partei und die Grünen denken anders: Sie möchten in vier Jahren am liebsten, so wie sie dies heute schon in vielen Bundesländern tun, gemeinsam mit der Partei Die Linke regieren.

Rainer Zitelmann ist ein deutscher Historiker, Buchautor und Unternehmer.



Snoopy, der grosse Philosoph

Entspannt, vielleicht auch von der Arbeit erschöpft, auf jeden Fall in einem Moment der Einkehr sitzen Charlie Brown und Snoopy auf dem Bootssteg eines Sees; Rückenfiguren wie jene auf den Gemälden des Romantikers Caspar David Friedrich. Dienen sie beim deutschen Maler als Identifikationsofferte zur magischen Verschmelzung von Mensch und Natur, sind die Rücken von Charlie und Snoopy gekennzeichnet durch den harten Strich, die klaren Konturen, die ihrer Einkehr keine Flucht in ein «Nebelmeer» (Friedrich) ermöglichen. Sie geben sich durch ihre Erkenntnis «Eines Tages werden wir alle sterben, Snoopy» und die fast

Seine Antwort hat die Grösse eines Diogenes – und ist durch und durch pragmatisch.

kynische Replik «Ja, das stimmt. Aber an allen anderen Tagen nicht» als Pragmatisten der philosophischen Schule John Deweys zu erkennen. Denn das Zweckdienliche bestimmt auch Charlies melancholische Einsicht («Eines Tages werden wir alle sterben»): Es wird geschehen, aber bis dahin kann noch eine Menge passieren.

Sinnieren am See

Snoopys Antwort hat die Grösse eines Diogenes, des Widerständlers gegen das abgekartete Spiel der Realität – und ist durch und durch pragmatisch. Dewey (1859–1952) glaubte, der Ur-Anlass zum Philosophieren sei das Bedürfnis gewesen, zwei «Arten geistiger Erzeugnisse» in Einklang zu bringen. Und so sitzen die Pragmatisten am See und sinnieren über den Ur-Anlass.

Wolfram Knorr

Zum Haareraufen

Nr. 48 – «Corona: Das Ende der Pandemie ist nah»
Analyse von Beda Stadler

Besten Dank für eure differenzierte Berichterstattung zum Thema Corona. Ich muss es einfach mal loswerden, und ich habe das Gefühl, ihr seid die Einzigen, die mir Gehör schenken: Ich bin ein unbescholtener Bürger (54), unbescholtener geht es gar nicht – Familie, treuer Ehemann mit zwei Kindern (17 und 19), 25 Jahre im Dienst der Bundesverwaltung, über tausend Dienstage in der Schweizer Armee, keine Betreibungen, keine Drogen, zwei Ordnungsbussen à 30 und 380 Franken, kein Auto, Steuern immer pünktlich bezahlt et cetera. Nun, kann mir jemand sagen, warum mir die Regierungen (Bund und Kanton Bern) als Ungeimpftem seit über einem Jahr permanent drohen, mich aus dem gesellschaftlichen Leben auszuschliessen? Es ist unglaublich, ich fasse es einfach nicht; das kann nur ein Traum sein. Zudem habe ich das Gefühl, dass ganz, ganz viele Leute in der Schule im Geschichtsunterricht gefehlt haben.

Daniel Scheidegger, Bern

Wenn man nicht endlich akzeptiert, dass das Virus nicht beherrschbar ist und sich dauernd ändert, wird diese Pseudopandemie niemals ein Ende finden. Es liegt in der normalen Natur von Viren, dass sie ständig mutieren, und wenn man dauernd «Experten» im Labor mit der Suche nach Mutationen beauftragt, wird man auch dauernd welche finden. Wenn man dann laufend präventiv Alarm schlägt und potenzielle Schreckensszenarien medial verbreitet, ohne zu wissen, was die neuen Mutanten überhaupt für Eigenschaften haben, wird man die Gesell-

schaft und die Wirtschaft noch weiter spalten und schädigen, ohne dass jemandem damit geholfen ist. Ausser denen, die nebenbei das Gesundheitssystem weiter abbauen und dann aufgrund dessen neue drohende Notstände ausrufen, die Knappheit und Überlastung von Hausärzten und Pflegepersonal (weil man nicht vorgesorgt hat) aufgrund schlechter Arbeits- und Rahmenbedingungen der Pandemie anlasten und steigende Krankenkassenprämien dem Virus zuschreiben können. Es ist zum Haareraufen, aber offenbar ist die staatliche Propaganda so wirkungsvoll, und die Leute sind so leicht in Panik zu versetzen, dass kritisches Denken und der Einsatz des eigenen gesunden Menschenverstandes nicht dagegen ankommen. Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel

Nachdem eigentlich alles gesagt ist, sei mir erlaubt, auch noch das Folgende festzuhalten. Das sogenannte Coronavirus gibt es nicht. Es wurde jedenfalls bis zum heutigen Tag weltweit nicht in isolierter (gereinigter) Form nachgewiesen. Nichtsdestotrotz haben wir einen abenteuerlichen Test (PCR), der die Existenz eines nicht bekannten Virus nachzuweisen vorgibt. Wohlgermerkt: Ich sage (als Genesener) damit nicht, dass es die Erkrankung nicht gibt. Was ihren Ursprung angeht, tappen wir aber – auch nach bald zwei Jahren – im Dunkeln. Und nicht zu vergessen: Die Covid-19-Impfung wurde entwickelt ohne Kenntnis eines Virus, das diese bekämpfen soll. In Anbetracht dessen mag es auch nicht erstaunen, wenn die Wirksamkeit der Impfung in immer kürzeren Abständen heruntergestuft wird. Die Booster-Impfung soll es richten. Sie fusst aber auf dem gleichen Prinzip. Wie soll das angehen?

Daniel Wirz, Zug

Bis in die Seele

Nr. 47 – «Emil Bührlers grandiose Sammlung»
von Michael Bahnerth und Christoph Blocher

Nach anfänglicher Zurückhaltung las ich den Artikel und bin davon sehr angetan. Die Kunstsammlung und die gezeigten Bilder gehen einem zu Herzen, berühren bis in die Seele. Auch die geschichtliche Betrachtung der Werke und des Sammlers Bührlle ist sehr interessant. Vielen Dank an die Autoren.

Ronny Wellner, Auerbach (D)

Dagegenhalten

Nr. 48 – «Gott ist die Ur-Vernunft»
Martin Grichting über den Ursprung der Freiheit

Öpperem s Muul verbüüete und ihm seine Worte wegnehmen oder grad die ganze Sprache aus der Schule verbannen ist seit Jahrhunderten ein Mittel, den Leuten ihre Identität abzusprechen, sie zu knechten und einzuschränken. Immer will eine scharfe Minderheit die andern unterjochen, wie es schon von George Orwell beschrieben wurde. Mit dem Umdeuten von Frau und Mann, Vater und Mutter oder Maria und Josef werden die Werte unserer ureigentlichen christlich-aufgeklärten Zivilisation angegriffen und zerstört. Widerstand ist aus Bequemlichkeit nicht in Sicht. Klammheimlich wird den Multikulti- und Gender-Affinen der Platz überlassen, den sie rasch und gründlich zu besetzen versuchen. Ich fühle mich belästigt bis vergewaltigt! Danke fürs Dagegenhalten.

Ruth Meisser, Trogen

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Bob Dole (1923–2021)



Humor und Respekt: Präsidentschaftskandidat Dole.

Die Bühne im Kennedy Center in Washington war dunkel, nur drei Stühle waren in weiches Licht getaucht. Sie waren reserviert für den Moderator und zwei politische Schwergewichte: Bill Clinton und Bob Dole. Beide hatten sich zu diesem Zeitpunkt in den frühen nuller Jahren schon aus der aktiven Politik zurückgezogen. Zuvor waren sie erbitterte Gegner gewesen: Der republikanische Senator kandidierte 1996 erfolglos gegen den demokratischen Ex-Gouverneur ums Präsidentenamt. Trotzdem war der Talk der beiden geprägt von gegenseitigem Respekt, wie man ihn im heutigen politischen Diskurs in Amerika kaum mehr kennt, wo fast nur noch eine an Hass grenzende Sprachlosigkeit herrscht.

Zweit-Weltkriegs-Veteran

In der fast vier Jahrzehnte umspannenden Karriere Doles war das anders. Auch wenn der Senator aus Kansas den politischen Gegner (und manchmal auch den Parteifreund) zuweilen unter der Gürtellinie angriff, trennte er doch den politischen Schlagabtausch von der persönlichen Beziehung.

Das traf auf jenen Abend in Washington zu, aber auch auf die Amtszeit Clintons. Trotz eigener Bedenken unterstützte Dole 1995 den Plan Clintons, Truppen nach Bosnien zu entsenden. In Fragen von Leben und Tod, so Dole, habe ein amerikanischer Patriot die Pflicht, den Präsidenten zu unterstützen.

Als Führer der Republikaner im Senat kooperierte er immer wieder mit den Demokraten, um Gesetzesvorhaben auf den Weg zu bringen. Das nationale Interesse hatte für den Kriegsveteranen, der in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs lebensgefährlich verwundet worden war, immer Vorrang vor Parteiengenzänken.

Joe Biden, der viele Jahre mit ihm zusammen im Senat sass, würdigte diese Eigenschaft mit einer sehr persönlichen Botschaft. Dole sei ein vertrauenswürdiger Freund gewesen, der stets mit einer humorvollen Bemerkung strapazierete Nerven zu beruhigen verstand.

Als Dole 1961 erstmals ins Repräsentantenhaus einzog, sass John F. Kennedy im Oval Office. Als er 1996 aus dem Senat ausschied, dem er 27 Jahre angehört hatte, regierte Clinton. Acht Präsidenten beriet oder bekämpfte er, doch ihm selbst blieb das höchste Amt versagt. Als Vizepräsidentschaftskandidat von Gerald Ford verlor er 1976 die Wahl, zweimal scheiterte er in den Vorwahlen seiner republikanischen Partei, und 1996 unterlag er Clinton. Später konnte er Witze darüber machen: «Ich kann einfach nicht gewinnen», bekannte er in einem Werbespot von Visa Card.

Im hohen Alter verdarb es sich Dole mit seiner eigenen Partei, als er 2016 als praktisch einziger prominenter Vertreter der alten Garde Donald Trump als Präsidentschaftsbewerber befürwortete. Am Ende aber wandte er sich enttäuscht von ihm ab. Trump entsprach nicht Doles Lebensmaxime, die dieser in einem Satz zusammenfasste: «Eine Partei allein hat nicht die ganze Weisheit gepachtet.»

Wolfgang Koydl

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Weihnächtlicher Einblick in kreative Manufakturen

ab Montag, 13. Dezember, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 20. Dezember, täglich ab 17.20 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



Kinderarbeit wird zu Unrecht verteufelt

Der Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative ist schärfer als die EU-Regeln.



Kinderarbeit? Ja, die Chefin der Anlagenbau-firma hat sie gesehen. Zurück von ihrem Besuch in Bangladesch, erzählt sie von den Kindern und Jugendlichen, die stolz gezeigt haben, was ihre Aufgaben sind. Teil des Betriebs sein und in der Familie wichtig sein, weil man beim Verdienen hilft – das Bild von Kinderarbeit sieht auch so aus und nicht nur so, wie westliche Hilfsorganisationen und Politiker es darstellen.

In den hiesigen Regulierungen erscheint Kinderarbeit jedoch als Übel, obwohl sie auch in der Schweiz zur wirtschaftlichen Entwicklung gehörte. Geschäftspartner von Schweizer Unternehmen in der ganzen Welt dürfen nicht in Verdacht geraten, bei Produkten oder Leistungen seien Kinder irgendwie als Arbeitskräfte herangezogen worden. Soeben hat der Bundesrat die «Bestimmungen für einen besseren Schutz von Mensch und Umwelt» veröffentlicht, die ab nächstem Jahr gelten und das Verhalten von Schweizer Firmen im Ausland regulieren.

Es ist der indirekte Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative, die im November 2020 scheiterte, dieser geht etwas weniger weit, aber doch weit: Es reicht nicht, wenn Schweizer Unternehmen bei ihrer Tätigkeit im Ausland die ausländischen Regeln befolgen, nein, sie sollen sich so verhalten, wie es die Schweizer Aufsicht für richtig hält. Und Menschenrechte, die bisher das Verhältnis zwischen Bürger und Staat betrafen, werden ausgeweitet auf Ansprüche von Privaten gegenüber Firmen.

Die grossen Schweizer Unternehmen müssen künftig Bericht erstatten über die «Risiken ihrer Geschäftstätigkeit in den Bereichen Umwelt, Sozialbelange, Arbeitnehmer-

belange, Menschenrechte und Bekämpfung der Korruption sowie die dagegen ergriffenen Massnahmen».

Besondere und weitgehende Sorgfalts- und Berichterstattungspflichten verlangt der Staat von Firmen mit Risiken im Zusammenhang mit Kinderarbeit und sogenannten Konfliktmineralien. Die Bundesverwaltung orientierte sich an den Vorgaben der EU, nahm bei der Kinderarbeit aber eine Verschärfung vor: Sie befiehlt, anders als die EU, gleiche Vorschriften wie für Konfliktmineralien und zudem nicht nur für Grossunternehmen, sondern auch für KMU. Es könnte aufwendiger werden für den Anlagenbauer, in Bangladesch etwas zu unternehmen.

Und die Belastung steigt auch für die ganze Schweizer Wirtschaft. Mit den Regelungen koppelt sich die Schweiz an die EU-Regulierung an, also auch an die künftige Rechtsentwicklung der EU – ja, nicht nur das, mit dem «Swiss Finish» eilt der Bund Brüssel quasi voraus.

Evolution umlenken

«Mobilität neu denken: Die Dekarbonisierung des Verkehrs gemeinsam anpacken» – unter diesem Titel fand kürzlich die zweite nationale Mobilitätskonferenz statt, zu der Bundesrätin Simonetta Sommaruga eingeladen hatte. Es brauche nicht nur neue Technologien, sondern auch ein Umdenken im Personen- und Güterverkehr, hiess es. Die Wiener Zoologin und Anthropologin Elisabeth Oberzaucher, wird berichtet, habe aufgezeigt, dass technologischer Fortschritt allein keine Verkehrswende bringen werde. Mobilität habe im Laufe der Evolution der Menschen eine zentrale Rolle gespielt, und so hätten sich be-

stimmte Verhaltenstendenzen entwickelt. Aus heutiger Sicht offenbar in die falsche Richtung, so ist Oberzaucher zu verstehen. «Geformt von evolutionären Zwängen, entstanden Vorlieben, die heute dazu führen, dass motorisierte und individualisierte Mobilität attraktiv erscheint», lautet der Befund. Und: Die Mobilitätswende könne nur gelingen, wenn solche evolutionär entstandenen Muster überwunden würden.

Das lässt aufhorchen, wenn man bedenkt, dass die Evolution darauf beruht, dass es immer neue Variationen von Lösungen oder Lebensformen gibt und sich dann jene am stärksten durchsetzen, die den Verhältnissen am besten angepasst sind. Verkehrswende, Energie-wende, Klimarettung – jetzt muss man also die Entwicklung mächtig umlenken, die Evolution überwinden.

Das tönt nach enormem Machbarkeitsglauben – aber wenn man's bedenkt: Was ist passiert mit den Elektroautos? Da hat die EU-Kommission derart tiefe CO₂-Grenzwerte für Autos erlassen, dass Diesel- und Benzinfahrzeuge diese nicht mehr erfüllen können, und damit dem Verbrennungsmotor den Garaus gemacht. Brüssel überwand die Evolution.

Moment, die Geschichte ist noch nicht fertig. Bei den E-Autos wird die CO₂-Emission bei Batterieproduktion, Stromproduktion und Entsorgung offiziell nicht gezählt, die Stromnetze sind auch noch nicht vorhanden. Wenn schmutziger Strom, schmutzige Batterieproduktion und zusammenbrechende Elektrizitätsnetze irgendwann richtig Ärger bringen, dann könnte die Evolution, bei der sich die angepassten Lösungen durchsetzen, machtvoll greifen.

LEADER

DIE KUNST DER

SPITALFÜHRUNG



Kultur als Alleinstellungsmerkmal.

Die Leistungsfähigkeit der Schweizer Spitäler ist zum brennenden Thema geworden. Aus Krankenhäusern kommen Alarmmeldungen über einen drohenden Kollaps wegen Corona. Die Branche zeigt sich leidend und scheint die Kapazitäten nicht erhöhen zu können. Was ist mit den Spitälern los? Wie werden diese geführt? Wir haben Werner Widmer, einen der profiliertesten Gesundheitsexperten, um seine Einschätzung gefragt. Im Interview erklärt er, welche Spielräume und Zwänge die Führung von Spitälern prägen.

Der 68-jährige Widmer hat langjährige Führungserfahrung; er war als Direktor des Bürgerspitals Solothurn, dann als Verwaltungsdirektor und Vorsitzender der Spitalleitung des Universitätsspitals Zürich, als Spitaldirektor a. i. des Spitals Zollikerberg und als Spitalverwalter a. i. des Kantonsspitals Bruderholz tätig. Heute ist er unter anderem Vorsitzender der

Stiftung Diakoniewerk Neumünster sowie Lehrbeauftragter an den Universitäten St. Gallen (seit 2012) und Luzern (seit 2019).

Er hat an der Universität Basel Volks- und Betriebswirtschaft studiert und doktriert. Vor der Ökonomie machte er ein Musikstudium am Konservatorium Bern mit Lehrdiplom für



«Der Kunde ist ernst zu nehmen»: Widmer.

Musiktheorie. Wie er Führungs- und Gesundheitsfragen analysiert, zeigt sein Buch von 2020 «Die Kunst der Spitalführung». Da, wie auch hier im Interview, misst er dem Begriff «Kultur» grosse Bedeutung zu. Kultur im Sinn von Betriebskultur, Spitalkultur ist seiner Ansicht nach das wichtigste Mittel eines Spitals, sich zu profilieren, ein Alleinstellungsmerkmal zu schaffen. Die Kunst sei es, die Komplexität des Spitalbetriebs so zu durchdringen, dass man Wichtiges von weniger Wichtigem unterscheide. Zur Veranschaulichung dieser Konzentration verwendet er im Buch Metaphern, die zeigen, wie bekannte Künstler vorgegangen sind. Drei sind im Folgenden abgedruckt.

Widmer hat zusammen mit dem Luzerner Ökonomen Konstantin Beck 2020 das Buch «Corona in der Schweiz», publiziert und kürzlich hat er vom Liberalen Institut den Röpke-Preis für Zivilgesellschaft erhalten.

«Es fehlt an ökonomischem Sachverstand»

Der Gesundheitsökonom Werner Widmer nimmt Stellung zur Frage, wie die Intensivpflege auszubauen wäre, und erklärt, was eine gute Spitalführung ausmacht.

Beat Gygi

Weltwoche: Herr Widmer, die Spitäler stehen in der Schweiz im Brennpunkt der öffentlichen Diskussion. Wie erklären Sie es, dass die Krankenhauskapazitäten zum Dreh- und Angelpunkt der Pandemiepolitik wurden?

Werner Widmer: Verschiedene Chefärzte und Spitaldirektoren sind an die Öffentlichkeit gelangt, weil ihre Intensivstation vorübergehend voll besetzt war, aber ohne zu beachten, dass es in Nachbarspitälern oder in anderen Kantonen noch Platz hatte. So ist der Eindruck entstanden, alle Spitäler würden kurz vor dem Kollaps stehen. In Wirklichkeit waren aber während der ganzen Pandemie jeden Tag mindestens 3000 der insgesamt 24 000 Betten in Akutspitälern frei. Auch auf den Intensivstationen gab es in der Schweiz jeden Tag mehr als hundert freie Betten.

Weltwoche: Warum ist die Spitalbranche so unflexibel, dass punktuelle Engpässe zur Kollapsdrohung führen? Warum gelingt es nicht, Kapazitäten, die für die ganze Wirtschaft, für das ganze Land jetzt zur kritischen Grösse geworden sind, zu erweitern?

Widmer: Es ist tatsächlich erstaunlich, dass ein Gesundheitswesen bei einem Aufwand von 82 Milliarden Franken pro Jahr nicht in der Lage ist, mehr als 865 zertifizierte Betten auf Intensivstationen zu betreiben. Die Kapazitäten der Intensivstationen hätten flexibel erweitert werden können, aber das ist eine Frage des Preises. Der Bundesrat hätte den Betrag, den die Spitäler für einen Covid-19-Patienten auf der Intensivstation erhalten, zum Beispiel verdoppeln können.

Weltwoche: Wäre das sofort machbar?

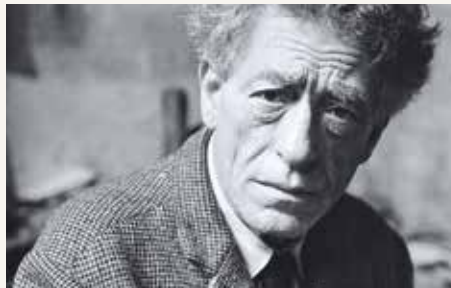
Widmer: Technisch könnte man es so umsetzen, dass die sogenannte Baserate für Covid-19-Patienten auf der Intensivstation verdoppelt würde, also die betreffende spezielle Fallpauschale, welche die Krankenhäuser für ihre Leistungen erhalten. Damit wäre es den Spitälern möglich gewesen, den Lohn für die spezialisierten Pflegenden auf den Intensivstationen massiv zu erhöhen, beispiels-

weise zu verdoppeln. Dies allerdings nur unter der Bedingung, dass diese dann ihren Beschäftigungsgrad nicht reduzieren, sondern wenn möglich sogar erhöhen. Und der doppelte Lohn hätte auch ehemalige Intensivpflegefachkräfte motiviert, vorübergehend wieder auf einer Intensivstation zu arbeiten. Das Potenzial solcher «Reservisten» ist gross.

Weltwoche: Wäre diese Kostenerhöhung Ihrer Ansicht nach vertretbar?

Widmer: Ein solcher Ansatz auf der Angebotsseite wäre viel, viel günstiger als all die Massnahmen, die in der Gesellschaft und Wirtschaft angeordnet wurden, um die Nachfrage nach Intensivpflege zu beschränken.

Alberto Giacometti: Beschränkung auf wesentliche Aspekte.



Wenn man frühe Bilder von Alberto Giacometti (1901–1966) mit seinen berühmten Bronzeskulpturen vergleicht, fällt auf, dass er in den Jugendwerken auf hohem zeichnerischem Niveau kleinste Details der komplexen Vorlage «realitätsgetreu» festhält, während er später bei seinen schlanken Skulpturen bestimmte Details überproportional darstellt, manches weglässt und vielleicht gerade dadurch mehr aussagt. Auch Pablo Picasso (1881–1973) und andere grosse Maler der Moderne haben eine solche Entwicklung durchgemacht.

Weltwoche: Fehlt es im Gesundheitssektor am Willen, solche Probleme anzupacken?

Widmer: Ich denke, es fehlt in der Gesundheitspolitik vor allem an ökonomischem Sachverstand.

Weltwoche: Die Spitäler spielen eine Schlüsselrolle. Sind diese ökonomisch fit?

Widmer: Die Branche ist sehr heterogen, aber bei etlichen Spitälern ist die Ertragskraft quasi im Keller. Deren Betriebsgewinn Ebitda liegt zu tief. Das ist der Gewinn nach Abzug der Personal- und Sachkosten. Der Median-Ebitda der Schweizer Spitäler erreicht etwa 6 Prozent. Das ist ungenügend. Diese Institutionen hoffen wahrscheinlich auf eine zusätzliche Unterstützung vom Kanton oder von anderer Seite. Oder sie zählen darauf, dass sie quasi *too big to fail* sind, also zu wichtig, um vom Staat fallengelassen zu werden, etwa Universitätsspitäler.

Weltwoche: Wie viel Gewinn ist nötig?

Widmer: Notwendig ist eine Ebitda-Marge von 10 Prozent. Ein Zehntel des Umsatzes, der als Gewinn übrigbleibt.

Weltwoche: Ist ein von Krankenkassenprämien und Versicherungsprinzipien getragenes Gesundheitswesen der richtige Ort, um Gewinn zu machen? Ist das sozial?

Widmer: Ja. Bis 2012 wurden die Investitionen der öffentlichen Spitäler vom Kanton und von Gemeinden bezahlt. Seither erhalten die Spitäler pro Patient mehr Geld, müssen damit aber auch ihre Investitionen etwa für Gebäude, Informatik, Medizintechnik finanzieren, das heisst längerfristig abschreiben und verzinsen. Spitäler sollen eigenständige und kräftige Leistungserbringer sein. Ein genügender Geschäftsertrag gewährleistet, dass Investitionen bezahlt werden können, die zur Weiterentwicklung nötig sind. Bei der heutigen Zinslage reichen 10 Prozent sehr gut.

Weltwoche: Sie haben langjährige Erfahrungen auf Chefpositionen in vier Spitälern und haben letztes Jahr ein Buch publiziert zum Thema «Die Kunst der Spitalführung», das auf Interviews mit drei

Spitaldirektoren und einer -direktorin aufgebaut ist. Was sind die einprägsamsten Erkenntnisse aus diesen Gesprächen?

Widmer: Aufgefallen ist mir zunächst, dass diese Führungspersonen alle bereits mindestens zehn Jahre an ihrer Stelle tätig sind, zum Teil bereits zwanzig Jahre, und dass sie alle für ihr Spital im Jahr 2019 ein finanziell erfolgreiches Resultat vorweisen konnten, eben einen Betriebsgewinn von mindestens 10 Prozent.

Weltwoche: Was sind die Erfolgsrezepte bei Ihren vier Gesprächspartnern?

Widmer: Es fällt auf, dass diesen Spitalchefs bewusst ist, dass sie Experten führen, also Chefärzte, Kaderleute in der Pflege oder anderen Teilen des Spitals. Ihre direktunterstellten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind also viel kompetenter in ihrem jeweiligen Gebiet als der Spitaldirektor selber. Und Experten lassen sich nicht gerne in ihr Gebiet dreinreden, auch nicht von einem Chef, der formell über ihnen ist.

Weltwoche: Dann kann der Direktor also nicht primär auf fachliche und formelle Autorität bauen?

Widmer: Erfolgreiche Spitaldirektoren führen nicht hierarchisch, nicht primär direktiv, sondern versuchen eine Kultur zu entwickeln, in der dann die Experten freiwillig miteinander gut zusammenarbeiten. Nicht gegeneinander, sondern miteinander, immer ausgerichtet auf die Wertschöpfung für die Patienten.

Weltwoche: Miteinander ist unter Karriereleuten oft nicht so einfach.

Widmer: Ja, aber wenn die Experten ihr Wissen von sich aus miteinander teilen, dann kommt quasi synergetisch das gesamte Wissen des Spitals zur Wirkung, zugeschnitten jeweils auf den einzelnen Patienten. Das macht den Erfolg eines Spitals aus, und dieser kommt dann allen Beteiligten zugute.

Weltwoche: Welches sind die Erfolgskenngrößen, die man anstreben muss? Der Gewinn?

Widmer: Nein, dieser ist die Folge erfolgreicher Arbeit. Erfolgreich ist man, wenn die Patienten zufrieden sind und das glücklich weitererzählen. Daraus ergibt sich ein guter Ruf des Spitals, und dieser ist meiner Ansicht nach der wichtigste Faktor für die Spitalwahl von Patienten, für die Nachfrage. Zufriedene Patienten führen zu vollen Spitälern.

Weltwoche: Was ist am wichtigsten bei der Spitalführung?

Widmer: Die Ausrichtung auf die Patienten, die Patientenorientierung, ist meiner Ansicht nach zentral. Bei der Führung eines Spitals geht es darum, eine Kultur zu schaffen, in der man interprofessionell und auch intergenerationell, also Zwanzigjährige und Sechzigjährige zusammen, gerne und gut zusammenarbeitet. Immer mit Blick auf die Patienten. Informati-

Adrian Frutiger: Der weisse Zwischenraum ist wichtiger als die schwarze Struktur.



Der Schweizer Schriftgestalter Adrian Frutiger (1928–2015) achtete bei der Entwicklung einer gleichzeitig schönen und gut lesbaren Schrift weniger auf das Schwarze eines neuen Buchstabens als auf das Weisse zwischen dem Schwarzen. Selbstverständlich ist das Schwarze wesentlich, die verschiedenen Buchstaben müssen einzeln erkennbar sein und sich voneinander unterscheiden. Aber: «Die Kunst liegt nicht im Material, sie liegt dazwischen.»

ker sagen, ein Spital sei für sie ein wesentlich anspruchsvollerer Betrieb als eine Bank. Ein Spital ist ein Hotel, aber die Gäste sind krank, brauchen Diagnose und Therapie und nicht zuletzt menschliche Zuwendung.

Weltwoche: Mit welcher Führungsstruktur erreicht man das am besten?

Widmer: Die Struktur ist weniger wichtig, die Kultur ist viel wichtiger.

Weltwoche: Wie die Hierarchie der Führung aussieht, hat also wenig Einfluss auf die Qualität und Leistungsfähigkeit des Spitals?

Widmer: Jedenfalls waren die Unterschiede, die ich beobachtet habe, nicht entscheidend für den Erfolg. Ob eine Spitalleitung mit neun Personen oder mit achtzehn Personen besetzt ist, scheint nicht ausschlaggebend zu sein. Ins Gewicht fällt vielmehr, dass es gelingt, die Komplexität des Spitalbetriebs zu durchdringen, so davon zu abstrahieren, dass das Wichtige vom Unwichtigen unterschieden wird, ähnlich wie dies auch bekannte Künstler, etwa Alberto Giacometti, Adrian Frutiger oder Claudio Abbado, taten.

Weltwoche: Im Gesundheitswesen sind Spitäler auch stark von aussen bestimmt.

Widmer: Ja, deshalb ist die Führung nach aussen sehr wichtig. Ein Spital hat ein komplexes Umfeld, in dem – abgesehen von den Patienten – die kantonale Gesundheitsdirektion, die Krankenversicherungen und die Medien die wichtigsten Anspruchsgruppen sind, das sind die Stakeholder. Diese Beziehungen sind zu pflegen.

Weltwoche: Sind die Medien so wichtig?

Widmer: Ja, nur ein Beispiel: Kürzlich sondierte der Direktor eines Unispitals die Idee des «Hospital at Home», einer neuen Spitalleistung, bei der die Patienten zu Hause betreut werden, weitgehend online. Sogleich wurde dies sabotiert von einem Kaderarzt, der anonym via Medien die Idee kritisierte. Da fehlt Loyalität, eine solche Kultur ist nicht in Ordnung. Das macht ein Spital unführbar.

Weltwoche: Was kann man als Chef tun?

Widmer: Als Direktor unserer Stiftung habe ich allen neuen Mitarbeitenden nach ihrem Eintritt jeweils gesagt: Wenn ihr mit etwas nicht einverstanden seid, geht zu eurem Vorgesetzten. Wenn dieser nicht darauf eingeht, geht zum Chef des Chefs, am Schluss seid ihr bei mir, und ich höre zu.

«Ins Gewicht fällt, dass das Wichtige vom Unwichtigen unterschieden wird.»

Aber wer zu den Medien geht mit einem internen Problem, wird entlassen. Das wurde gut verstanden.

Weltwoche: In der Corona-Zeit gingen und gehen aber viele Ärzte an die Öffentlichkeit.

Widmer: Das war sehr ungünstig. Ärzte warnten in den Medien vor überlasteten Intensivstationen, vor dem Kollaps des Spitalsektors, indem sie von ihrem Einzelfall einfach auf das Gesamtsystem schlossen, ohne zu beachten, dass in anderen Spitälern noch freie Betten waren. Klar, der Druck war gross, mehr Massnahmen zur Reduktion der Nachfrage nach Intensivpflegeplätzen zu fordern, aber gleichzeitig haben wir das teuerste Gesundheitswesen in Europa. Sind wir tatsächlich nicht in der Lage, bei insgesamt 82 Milliarden Franken Gesundheitskosten, mehr als 865 Betten auf Intensivstationen zu betreiben, wenn die Bevölkerung das braucht?

Weltwoche: Sollen die Chefs den Ärzten also doch nicht zu viel Spielraum geben?

Widmer: Nach innen soll ein Direktor ein vertrauensvolles Klima schaffen, das ist die erwähnte Kultur mit ihren Spielräumen. Aber nach aussen muss er dem Misstrauen der Politik, der Medien und der Krankenkassen geeignet begegnen. Ein Spitaldirektor muss mit zwei Welten umgehen können.

Weltwoche: Krankenkassen – sind das denn nicht Verbündete der Spitäler?

Widmer: Krankenkassen wollen in der Regel möglichst wenig Geld an die Krankenhäuser geben und deren Tätigkeiten unter Kontrolle halten, da gibt es Spannungen.

Weltwoche: Aber Prämienzahler sind doch froh, wenn jemand die Verwendung des Geldes überwacht.

>>>

Widmer: Die Gelder, die ins Gesundheitswesen fliessen, stammen von Prämienzahlern und dem Staat, der es bei den Bürgern einzieht. Und das Ganze ist als Versicherung angelegt, so dass schwere Schicksalsschläge solidarisch getragen werden. Die Frage nun: Sollen die Verwalter der Solidarität, die Krankenkassen, auch die Befugnis oder die Pflicht haben, die Kontrolle über die Leistungserbringer zu führen?

Weltwoche: Irgendjemand muss doch schauen, dass das Richtige angeboten wird.

Widmer: Ja, und dafür würde ich die wichtigste Anspruchsgruppe wählen, die es im Gesundheitswesen gibt: die Patienten. Und hinter dem Spitalpatienten steht sein Hausarzt, zusammen sind sie als Nachfrager kompetenter als viele Kunden in anderen Branchen. Man könnte das Geld ihnen anvertrauen, damit sie wie kaufkräftige Kunden den Leistungsanbietern gegenüber treten und selber wählen, was sie kaufen, in welches Spital sie gehen.

Weltwoche: Also eine Art antiautoritäres Medizin-Shopping?

Widmer: Der Kunde ist ernst zu nehmen: Wenn der Patient zufrieden ist, ist offenbar der Spitalaufenthalt das Geld wert, deshalb ist das auch die wichtigste Erfolgsgrösse für ein Spital, das bringt Umsatz. Krankenhäuser mit schlechten Leistungen aus Sicht der Patienten und zuweisenden Ärzte haben am Schluss keine Patienten mehr und verschwinden.

Weltwoche: Ein solcher Wettbewerb war im Krankenversicherungsgesetz ja vorgesehen.

Widmer: Ja, aber gleichzeitig ist auch die Spitalplanung im Gesetz. Diese Regulierung war ein Zugeständnis ans linke Lager, damit eine Mehrheit für die Spitalfinanzierung

«Erfolgreich ist man, wenn die Patienten zufrieden sind und das glücklich weitererzählen.»

via Fallpauschalen zustande kam. Das Planelement und das Wettbewerbselement stehen sich jetzt gegenseitig im Weg, eines würde reichen. Aus liberaler Sicht muss man sagen: Die Solidaritäts-Nutzer wissen doch selber am besten, was für sie gut ist. Der Staat kontrolliert bei Studierenden, die Stipendien erhalten, auch nicht, ob sie das Richtige lernen.

Weltwoche: Aber die Krankenversicherung gibt ja den Patienten eine Eintrittskarte. Das reizt zum hemmungslosen Konsumieren.

Widmer: Man konsumiert sicher mehr Gesundheitsleistungen, wenn sie gratis sind, als wenn man sie selber bezahlen müsste. Gemäss Krankenversicherungsgesetz bezahlt mir die Krankenkasse auch Leistungen, die ich

Claudio Abbado: Wenig Kommunikation in der Probe.



Claudio Abbado (1933–2014) gilt als einer der grössten Orchesterdirigenten der letzten fünfzig Jahre. Ab 2003 lud er jeweils im Sommer die besten Musiker aus verschiedenen Orchestern und Ensembles nach Luzern ein, wo sie zusammen das Lucerne Festival Orchestra bildeten. Wie gelang es ihm, solche Superexperten zu motivieren, in diesem Orchester mitzuwirken, und sie zu einem sensationellen Zusammenspiel zu führen? Darauf angesprochen, warum er in den Proben kaum etwas sagte, antwortete er: «Was ich sage, ist nicht so wichtig. Wichtiger ist, dass die Musiker einander zuhören.»

durchaus selber bezahlen könnte. Ich profitiere so von der Solidarität der andern, obwohl ich es nicht nötig hätte. Zur Korrektur dieses Fehlanreizes schlage ich vor, dass die Franchise nicht für alle gleich tief ist, sondern dass sie einkommensabhängig definiert wird. Je reicher jemand ist, desto mehr soll er Gesundheitsleistungen selber bezahlen.

Weltwoche: Heute werden Gesundheitsleistungen und Abgeltungen der Spitäler weitgehend staatlich oder in Kollektivverhandlungen festgelegt.

Widmer: Ja, und daraus ergeben sich für Spitäler auch Risiken. Wenn etwa die Finanzaufsicht Finma findet, die Zusatzversicherungen hätten zu hohe Prämien, kann es schwierig werden für die Spitäler, die von Zusatzversicherungen leben. Die Einnahmen von grundversicherten Patienten sind nicht ganz kostendeckend, vielleicht zu 98 Prozent. Ambulante Leistungen sind sehr defizitär mit etwa 85 Prozent Deckung. Die Zusatzversicherten dagegen bringen mit 150 Prozent die Butter auf das Brot. Das brauchen die Spitäler zum Quersubventionieren der beiden defizitären Bereiche.

Weltwoche: Was ist die grösste Gefahr?

Widmer: Eine Bedrohung ergibt sich aus der Demografie. Die Zahl der älteren Menschen, also der potenziellen Patienten, wächst

sehr stark, während die Bevölkerung im erwerbstätigen Alter nur schwach wächst. Für die Spitäler ist die Konkurrenz im Arbeitsmarkt viel stärker als im Patientenmarkt, der immer grösser wird. Darum ist die Kultur eines Spitals so wichtig, damit kann es die Attraktivität für Mitarbeitende erhöhen.

Weltwoche: In Pflegeinitiative-Debatte wurden Spitäler nicht gerade als attraktive Arbeitsorte dargestellt. Unterbezahlt und ausgenutzt fühlten sich Pflegende.

Widmer: Ich habe das Gefühl, die Pflege werde anständig bezahlt. Immerhin kann es sich ein grosser Teil der Pflegenden sogar direkt nach dem Lehrabschluss leisten, Teilzeit zu arbeiten. Die Verfechter der Pflegeinitiative mussten natürlich die Nachteile herausstreichen. Aber im Grunde ist es doch ein sinnvoller Beruf, und die Pflegenden erfahren von den Kunden mehr Dankbarkeit als viele andere. Das schlechte Image dieses Berufes ist meiner Ansicht nach künstlich überzeichnet.

Weltwoche: In der Pandemie schaute man immer wieder auch, wie die Deutschen es machen. Wenn Sie Schweizer Spitäler mit deutschen vergleichen, was fällt auf?

Widmer: Die deutschen sind viel billiger. Da wird schon ganz anders gebaut als in der Schweiz. In Lörrach wurde ein grosses Spital eröffnet mit 600 Betten, und das kostete pro Bett eine halbe Million Euro. Bei uns kostet ein Spital pro Bett 1,2 Millionen Franken, also das Doppelte.

Weltwoche: Ist das der Hauptunterschied?

Widmer: Nein, die Schweizer Spitäler beschäftigen auch mehr Personal. In der Pflege haben wir bei uns deutlich mehr Stellen pro hundert Betten. Man kann es auch volkswirtschaftlich anschauen und kommt zum gleichen Schluss: Im Vergleich mit Deutschland gibt es in der Schweiz rund 30 Prozent mehr Pflegenden mit einer mindestens dreijährigen Ausbildung pro hunderttausend Einwohner.

Weltwoche: Sind diese Differenzen das Resultat einer guten oder einer weniger guten Führung? Arbeiten Schweizer Spitäler weniger effizient als die Nachbarn?

Widmer: Die Qualität ist hierzulande einfach besser und auch begehrt. Mit Blick auf unser Gesundheitssystem insgesamt ist allerdings zu sagen, dass es hier noch zu viele Spitäler gibt. Die Tendenz geht ja dahin, dass stationäre Leistungen mit Übernachtung vermehrt durch ambulante ersetzt werden, nach denen man gleichentags nach Hause geht.

Weltwoche: Was wäre, wenn jetzt ein Spitaldirektor in der Schweiz auf ein deutsches Modell umstellen wollte? Was würde passieren?

Widmer: Wahrscheinlich würde er das Personal nicht finden. Die Mitarbeitenden würden das nicht mitmachen.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Immer mehr Stars
lassen digitale Avatare
von sich erzeugen.
So bleiben sie
für ewig jung.
Sarah Pines, Seite 64



Ein kleines, lebendiges Glück.

Alfred Sisley, Snowy Weather at Veneux Nadon, 1880 – Vor den grossen Tod hat Gott, wenn man so will, viele kleine und ein paar mittlere gesetzt. Immer wieder verlieren wir ein Stückchen unseres Lebens, und manchmal bekommen wir als Ersatz dafür ein neues nicht, doch aber eines, in dem wir uns nach einer gewissen Zeit wieder wohlfühlen können. Und gelegentlich gehen wir dabei leer aus, und im Abgestorbenen lag keine Saat, und der Sommer einer vergangenen Zeit macht Platz für einen Winter, in dem eine Ewigkeit zu liegen scheint.

Alfred Sisley (1839–1899), der englische Impressionist, der in französischen Landschaften die Bilder seines Lebens fand, begann seine Zeit

in Unbeschwertheit, die genährt wurde von körperlicher Unversehrtheit und gefüttert war vom Vermögen seines Vaters. Der grosse Tod holte seinen Vater am Ende des Deutsch-Französischen Krieges, und es begann der kleine seines Sohnes, weil das Vermögen dem Krieg zum Opfer gefallen war. Der Maler blieb mittellos bis zu seinem Tod durch einen Kehlkopfkrebs, einsam und scheu durchstreifte er die Landschaften seines Lebens, ihr Licht, ihr Dunkel, ihre Melodien, ihr Schweigen. Er wurde, wie Vincent van Gogh schrieb, «der sanfteste unter den Impressionisten».

Seine Bilder, auch jene, in denen Sonne ist, scheinen wie erstarrte Leben in einer

eingefrorenen Zeit, voller Dasein, das keine Möglichkeit findet, auszubrechen und neue Wege zu finden, sondern immer wieder nur auf Landschaften trifft, die scheu Lebendigkeit vorgaukeln, aber im Grunde von Vergänglichkeit heimgesuchte Schönheiten sind.

Es ist, als ob Sisley unsere Tage im Bild eingefangen hätte, diese Zeit der vielen kleinen Tode, des Verlustes der Leichtigkeit, des Lichts, der Unbeschwertheit und auch ein wenig der Hoffnung. Diesen Stillstand ohne Sanftmut, den wir alle erfahren in diesem Winter, der, und das ist ein kleines, lebendiges Glück, nicht ewig am Leben bleiben wird.

Michael Bahnerth

Sehnsucht nach süsser Ruhe

Die Hälfte seines Lebens verbrachte der als wahnsinnig erklärte Dichter Friedrich Hölderlin in der Obhut eines Tübinger Schreinermeisters. Er war an seinen Idealen zerbrochen.

Hans Ulrich Gumbrecht

Friedrich Hölderlin: Werke und Briefe.
2 Bände. Herausgegeben von Friedrich Beissner
und Jochen Schmidt. Insel. 1249 S., Fr. 47.90

Anno 1803 wohl und in seiner württembergischen Heimatstadt Nürtingen schrieb der 32-jährige Friedrich Hölder-

lin ein Gedicht von Erinnerungen an die Monate, die er während des vorausgehenden Jahrs als Hauslehrer bei der Familie des Hamburger Konsuls und Weinhändlers Daniel Christoph Meyer in Bordeaux (damals noch oft «Bourdeaux» geschrieben) verbracht hatte. Es beginnt mit einer unwiderstehlichen Beschreibung der Gegend am französischen Atlantik:

ANDENKEN

*Der Nordost wehet,
Der liebste unter den Winden
Mir, weil er feurigen Geist
Und gute Fahrt verheißet den Schiffern.
Geh aber nun und grüße
Die schöne Garonne,
Und die Gärten von Bourdeaux
Dort, wo am scharfen Ufer
Hingehet der Steg und in den Strom
Tief fällt der Bach, darüber aber
Hinschaut ein edel Paar
Von Eichen und Silberpappeln.*

*Noch denkt das mir wohl und wie
Die breiten Gipfel neiget
Der Ulmwald über die Mühl',
Im Hofe aber wächst ein Feigenbaum.
An Feiertagen gehn
Die braunen Frauen daselbst
Auf seidnen Boden,
Zur Märzzeit,
Wenn gleich ist Nacht und Tag,
Und über langsamen Stegen,
Von goldenen Träumen schwer,
Einwiegende Lüfte ziehen.*

Unwiderstehlich werden diese Verse, wenn sie beim lauten Vorlesen vergangene Momente körperlichen Erlebens, Hölderlins Momente in Bordeaux, wie ein Erleben in Gegenwart heraufbeschwören: den Wind, der die Schiffer ins «feurige» Land des politischen Aufbruchs bringt; den Strom mit dem schönen Namen Garonne, seine «scharfen Ufer», seine «langsamen Stege», die Berge und Bäume und vor allem die «braunen Frauen auf seidnen Boden». Solche Unmittelbarkeit kann rhythmischer Sprache gelingen, weil sie die von ihr gezeichnete Welt als von der Form geschlossene Welt aus der verlaufenden Zeit herausnimmt und damit unsere Aufmerksamkeit entspannt, so dass die Bilder der Vorstellung auf die Sinne wirken, als seien sie greifbare Dinge.

Bald nach seiner Ankunft in Bordeaux Ende Januar 1802 hatte Hölderlin begeistert der Meinung des Konsuls zugestimmt, dass er



Spuren eines aus seiner Bahn geratenen Lebens: Dichter Hölderlin (1770–1843).

«dort glücklich» sein werde, und anders als bei vorausgehenden Anstellungen, etwa ein Jahr zuvor im schweizerischen Hauptwil, kam es nicht wegen «unziemlicher» Liebschaften zu einem Zerwürfnis mit dem Dienstherrn. Dennoch bat er schon Mitte Mai um Entlassung, beantragte ein Visum und legte zu Fuss über Paris den Weg nach Nürtingen zurück, wo sein «verwahrlostes Aussehen» die Freunde erschreckte: «Er war leichenbleich, abgemagert, von hohlem wildem Auge, langem Haar und Bart, und gekleidet wie ein Bettler.» Mit dieser Verwandlung des einst auf seine Schönheit stolzen Hölderlin setzte das Ende seines ersten Lebens ein. Eine gescheiterte Anstellung als Bibliothekar in Bad Homburg folgte, Monate psychiatrischer Zwangsbehandlung und ab 1807 sechs- und dreissig lange Jahre des offiziell erklärten «Wahnsinns» in der Obhut einer seine Texte bewundernden Tübinger Familie.

Zerreissende Gegensätze

Woran war Friedrich Hölderlin zerbrochen? In den Stand der «Ehrbarkeit» protestantischer Kirchenverwalter geboren, hatte er früh seine Selbstansprüche unnachgiebig an Idealen ausgerichtet, für deren Verwirklichung der Alltag keinen Raum bot. Als Theologiestudent in Tübingen nahm er die Hoffnung ernster als seine Kommilitonen-Freunde, die beiden bald grossen Philosophen Hegel und Schelling, das Denken über die Geschichte in den Kampf für eine permanente Republik auf deutschem Boden münden zu lassen, wie sie tatsächlich für kurze Zeit in Mainz existiert hatte; die bedingungslose Liebe zu Susette Gontard, der Frau eines Frankfurter Bankiers, zu dessen Angestellten er gehörte, endete zwar nicht schon mit der unvermeidlichen Entlassung, doch wenig später mit Susettes Tod, von dem er nach der Heimkehr aus Bordeaux erfuhr; und auch Hölderlins poetisches Projekt, nämlich in Übersetzungen von Texten aus dem antiken Griechenland deutsche Entsprechungen für deren ekstatische Formen zu finden, musste angesichts elementarer Unterschiede zwischen beiden Sprachen unvollendet bleiben.

Manche Gedichte aus der Zeit vor seinem Zusammenbruch kommen auf die Möglichkeit zu sprechen, von solchen existenziellen Spannungen erlöst zu werden. «Andenken» etwa feiert einerseits das gefährlich-einsame Helden-Leben jener Freunde, die sich zur politischen Existenz entschlossen hatten:

*Sie, wie Maler, bringen zusammen
Das Schöne der Erd' und verschmähn
Den geflügelten Krieg nicht, und
Zu wohnen einsam, jahrlang, unter
Dem entlaubten Mast,
wo nicht die Nacht durchglänzen
Die Feiertage der Stadt,
Und Saitenspiel und eingeborener Tanz nicht.*

Das Dichter-Leben hingegen taucht dort als Betrachtung der Welt auf, nicht als der rastlose Impuls, sie zu verändern. Und durch die Betrachtung zieht sich jene «süsse Ruhe» der Distanz, an der festzuhalten, Hölderlin selbst nie vergönnt war:

*Es reiche aber,
Des dunkeln Lichtes voll,
Mir einer den duftenden Becher,
Damit ich ruhen möge; denn süß
Wär' unter Schatten der Schlummer.
Nicht ist es gut,
Seellos von sterblichen
Gedanken zu sein. Doch gut
Ist ein Gespräch und zu sagen
Des Herzens Meinung, zu hören viel
von Tagen der Lieb',
Und Taten, welche geschehen.*

Solche Verse konfrontieren ihre Leser mit den höchsten Registern der deutschen Sprache in Inhalt und Form, aber ihr Pathos hebt nie ab, weil es sich aus Hölderlins lebhaften Stimmungen ergibt. Wir spüren die Augenblicke von – nicht erfüllter – Sehnsucht nach süsser Ruhe, nach Gedanken, die gehaltvoller als «sterblich» im Sinn von «praktisch» sein sollen, und nach Gesprächen, dank deren die guten Tage und Taten erlebbar bleiben. «Was bleibt aber, stiften die Dichter», heisst die berühmte letzte Zeile von «Andenken».

Trotz all der vollkommenen Gedanken, Sätze und Gedichte, die er uns geschenkt hat, ist es Friedrich Hölderlin nicht gelungen, die ihn zerreissenden Gegensätze zwischen idealen Ansprüchen und der engen Wirklichkeit seiner Alltage aufzuheben. Das im Mai 1807, am Ende der psychiatrischen Diagnose und Behandlung, vollzogene Urteil der «Unheilbarkeit» setzte ihn aus jener Welt heraus. Für die zweiten 36 Jahre des Lebens wurde er der Familie des Tübinger Schreiners Ernst Zimmer zu bezahlter Pflege und Logis in einem turmähnlichen Teil ihres Hauses über dem Neckar anvertraut.

Liebliche Bilder

Dort vollzog sich seine Existenz in einer kaum je veränderten Routine, die von einer nun ziellos gewordenen Energie getrieben war. Hölderlin spielte laut und oft stundenlang Klavier. Er behandelte die wenigen Leser und Angehörigen, die ihn noch besuchen kamen, mit exquisit-skurrieler Höflichkeit. Vor allem schrieb er unzählige Gedichte, die er meist als «Scardanelli» signierte. Nur einige von ihnen sind erhalten, weil seine Betreuer sie im Vergleich zu den Texten des früheren Hölderlin enttäuschend fanden und vernichteten.

Derart körperlich vordergründig war Friedrich Hölderlins Spannung nun geworden, dass er beständig die Manschetten seiner Hemdsärmel mit den Händen festzog und zerriss. Die

Verse seiner zweiten Lebenshälfte dagegen fanden in wenigen, sich beständig wiederholenden Themen (vor allem der Wechsel der Jahreszeiten) und in poetischen Formen von höchster Regelmässigkeit zurück zu jener süssigen Ruhe, die sich nun nicht mehr als Gegenstand der Sehnsucht, sondern in der Stabilität von «lieblichen Bildern» konkretisierte:

DER SPAZIERGANG

*Ihr Wälder schön an der Seite,
Am grünen Abhang gemalt,
Wo ich umher mich leite,
Durch süsse Ruhe bezahlt
Für jeden Stachel im Herzen,
Wenn dunkel mir ist der Sinn,
Den Kunst und Sinnen hat Schmerzen
Gekostet von Anbeginn.
Ihr lieblichen Bilder im Thale,
Zum Beispiel Gärten und Baum,
Und dann der Steg der schmale,
Der Bach zu sehen kaum,
Wie schön aus heiterer Ferne
Glänzt Einem das herrliche Bild
Der Landschaft, die ich gerne
Besuch' in Witterung mild. [...]*

Ganz explizit erhebt der Text seine geradezu unheimliche Harmonie und seinen ohne Varianten gleichgestimmten Ton zum Status einer «Bezahlung» von seit «Anbeginn» erlittenen «Schmerzen.» Soll man sagen, dass solche Erlösung in Friedrich Hölderlins Lyrik nur um den Preis des «Wahnsinns» gelingen konnte, nur mittels der Heraussetzung aus jener Alltagswirklichkeit, die er mit seinen Idealen überfordert hatte?

Nach dem Tod des Autors am 7. Juni 1843 gerieten Friedrich Hölderlins Gedichte bis hin zum Ersten Weltkrieg in Vergessenheit unter Lesern der deutschen Literatur. Dann entdeckten junge, nationalistisch gestimmte Intellektuelle sein unerfülltes Verlangen nach einem zur Einheit werdenden Vaterland wieder. Das zweite Ereignis zündete nach 1960 im entgegengesetzten politischen Lager. Neomarxisten lasen Hölderlin als den Dichter der republikanischen Revolution und wollten seinen Wahnsinn als eine bewusst gewählte Rolle interpretieren, in der er sich gegen Verfolgung durch die reaktionären Staaten seiner Lebenszeit habe schützen wollen.

Beide Momente konzentrierten sich auf den Hölderlin der Spannungen, Schmerzen und Ideale, während sie Langeweile, ja Peinlichkeit empfanden angesichts der gerahmten Ruhe in den Texten aus seiner zweiten Lebenshälfte. Doch jetzt ist vielleicht eine Gegenwart gekommen, man kann sie «postpolitisch» nennen, welche Sympathie für die Tonlage des postheroischen zweiten Hölderlin zu spüren beginnt, weil sie «liebliche Bilder» der Welt nicht mehr für unwirklich halten will.

Meister der verkitschten Kunstsprache

Peter Bollag

Ödön von Horváth: Jugend ohne Gott.
Suhrkamp. 208 S., Fr. 11.90

«Immer wieder Horváth, dieser exemplarische Stückeschreiber unseres Jahrhunderts», kommentierte eine Schweizer Zeitung noch in den 1970er Jahren die Tatsache, dass kaum ein deutschsprachiges Theater in jener Zeit einen Spielplan vorlegte, auf dem nicht ein Stück von Ödön von Horváth (1901–1938) figurierte. Dieser «Klassiker der Moderne», wie ihn der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki einmal nannte, wurde zeitweise sogar häufiger gespielt als der damalige Liebling Bert Brecht.

Die Gründe für den Erfolg des so jung Verstorbenen lagen sicher einmal an den Folgen von 1968, die auf den Theaterbrettern besonders gut zu spüren waren. Denn spätestens in jenen wilden Jahren hatten viele Theatermacher die Wiederentdeckung so mancher Autorinnen und Autoren auf ihre Fahne geschrieben, die zwar in der Weimarer Republik zu den Stars gehört hatten, durch ihre Gegnerschaft zum Nationalsozialismus und die Emigration aber oft völlig zu Unrecht in Vergessenheit geraten waren – auch nach 1945.

Was Horváth betrifft, verdankt er seine Wiederentdeckung vor allem auf deutschen

und Schweizer Bühnen (in Österreich wurde er schon früher wieder gespielt) sicher bis zu einem gewissen Grad auch seinem durchaus exotischen Lebenslauf, der gut zu seinem ebenfalls eher ungewöhnlichen Namen passte. Der genau heute vor 120 Jahren im damals zur österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie gehörenden Rijeka (heute Kroatien) geborene Diplomatensohn «trieb sich schon in jungen Jahren auf dem Balkan herum», wie er später schrieb. Erst als Zwölfjähriger kommt er erstmals überhaupt in Kontakt mit der deutschen Sprache, als sich die Familie nach Jahren des Umherwanderns schliesslich in München niederlässt.

Marsch in den Totalitarismus

Horváths Muttersprache ist das Ungarische, eine Sprache, in der er allerdings kaum je eine Zeile publizierte. Nicht zuletzt aber sein seltsamer Tod – er wurde am 1. Juni 1938 in Paris auf den Champs-Élysées von einem herabfallenden Ast erschlagen – wirkte auf manche so kurios und bizarr wie die Handlung eines seiner Theaterstücke. Denn dort, in Stücken wie «Glaube Liebe Hoffnung», «Kasimir und Karoline» oder der «Italienischen Nacht», die alle in den frühen dreissiger Jahren entstanden sind, geht es abgründig und gleichzeitig handfest zu.

Horváth, der seine Werke «Volksstücke» nannte, schaute dem Volk tatsächlich gerne aufs Maul, aber auch auf andere Körperteile. Da gibt's Metzger, für die «Säue abstechen»

zum Tagesablauf gehört, «Ober-Präparatoren», die ihren Sadismus in aller Offenheit ausleben, oder sozialdemokratische Stadträte, die

*Horváth schaute dem Volk
gerne aufs Maul, aber
auch auf andere Körperteile.*

in einer Zeit, als in Deutschland die Demokratie schon auf dem Rückzug ist, nur auf ihre Behaglichkeit im Biergarten setzen.

Aus solchem Fundus bedienen sich Regisseure gern, zumal Horváths Kunstsprache ein zusätzliches Argument ist: «Die schütter gewordene Sprache füllt sich auf mit einem deutschen Lebenssurrogat, das Bildung heisst», beschrieb es der Journalist Paul Jandl. Horváths Figuren, vor allem die Männer, sind meist unfähig, ihre Gefühle auszudrücken, und flüchten sich in eine verkitschte Kunstsprache, die aber verräterisch ist: «Er beneidet mich um dich, ein geschmackloser Mensch», heisst es in den «Geschichten aus dem Wiener Wald».

Besten Anschauungsunterricht erhielt der Dichter im bayerischen Murnau, einer Kleinstadt, etwa eine Zugstunde von München entfernt. Dorthin hatten sich seine Eltern nach der Pensionierung von Horváths Vater schliesslich zurückgezogen. Und dorthin zurück zog es auch den jungen Ödön nach einigen Berliner Jahren. Offensichtlich war sein Blick auf den berühmten «kleinen Mann und die kleine Frau» von Murnau aus klarer und



Trifft noch heute den Nerv der Zeit: Jannis Niewöhner und Emilia Schüle in «Jugend ohne Gott» (2017).

mitleidsloser als in der pulsierenden Hauptstadt. Horváth schliesst in der Kleinstadt auch Freundschaften, er ist ein leidenschaftlicher Bergsteiger und auch sonst dem angenehmen Leben nicht abgeneigt.

Murnau wird die Liebe Horváths allerdings nicht erwidern. Spätestens nach Hitlers Macht ergreifung ist der Autor in der Stadt, die bereits sehr früh ihre Sympathien für die Nationalsozialisten entdeckt hatte, unerwünscht, wenn nicht stark gefährdet. Heute erinnern das Schlossmuseum und ein Horváth-Kulturweg an den berühmten Bewohner von einst. Dem Dichter blieb damals nach der Flucht aus Murnau und später aus Deutschland nur die Emigration, die dann in Paris an jenem Frühsommertag so jäh endete.

Erstaunlicherweise ist heute Horváths wohl bekanntestes Werk nicht eines seiner zahlreichen Bühnenstücke, sondern sein Roman «Jugend ohne Gott», der es als Dramatisierung immer wieder ins Theater und auch in den Film schafft und so seine Aktualität bekundet. Die Erzählung von einer dumpf in den Totalitarismus marschierenden Jugend, der Dinge wie Mitgefühl oder Menschlichkeit Fremdwörter sind, scheint auch 120 Jahre nach der Geburt des Dichters noch immer einen Nerv der Zeit zu treffen.

Sie machen die Stube erst gemütlich

Daniela Niederberger

Der literarische Katzenkalender 2022:

Herausgegeben von Julia Bachstein.

Schöffling & Co. 56 S., Fr. 34.90

Es gibt ja Katzenkalender wie Katzenhaare auf dem Sofa: der «Herz für Tiere»-Katzenkalender, der Whiskas-Katzenkalender und der queer-feministische Katzenkalender. Aber es gibt nur einen «Literarischen Katzenkalender». Er wird Ihnen sofort ins Auge fallen: Neben schönen Schwarzweissfotos von – was sonst – Katzen stehen kurze Texte von Autorinnen und Autoren, manchmal lustig, manchmal wahre Liebeserklärungen an die Eleganz, die Unverschämtheit und die Faulheit der felligen Freunde.

Dem lesenden Katzenfreund (eine häufige Kombination) ist er eine alljährliche Freude, ja ein Muss. Elke Heidenreich behauptet, wer eine Katze im Haus habe, komme nicht darum herum. Das sagen sich offenbar viele, seit 26 Jahren ist der Kalender der grosse Renner im Schöffling-Verlag.

Jede Woche gibt es auch im Kalender 2022 ein neues Bild zum Anschauen. Etwa die verduzt dreinschauende junge Katze, die im Tür-



Reine Entspannung und Musse.

rahmen steht. Dazu liest man: «Immer, wenn ich nach Hause komme, fragt sich meine Katze, warum ich einen Schlüssel zu ihrer Wohnung habe» (unbekannter Autor). Oder die Katze, die unnahbar aus der Höhle in einem Holzhaufen blickt. «Ich habe nie gesagt, ich liebe das Alleinsein. Ich habe gesagt, ich möchte in Ruhe gelassen werden. Das ist ein Unterschied» (Greta Garbo). Neben der faul eingekringelten Katze steht: «Ich habe mich nie körperlich ertüchtigt ausser beim Schlafen oder beim Nichtstun – und habe es auch nicht vor» (Mark Twain).

Liegen an unbequemen Orten

Ein wiederkehrendes Motiv ist das Liegen an unbequemen Orten. Ein Tigerli liegt ausgestreckt auf dem Teppich, unter dem Kopf ein Tennisball. Unsereiner bekäme im Nu die Halskehre, der Katze scheint es wohl zu sein. «Oft sind es Kleinigkeiten, die den Reiz des Lebens ausmachen» (Charles Dickens), ist dazu zu lesen. Ein Kater macht sein Nickerchen unter dem Christbaum auf den Päckchen, und einer

Immer wieder fällt auf, wie ausdruckslos Katzen glotzen können.

findet, der eckige Tritt einer Treppe eigne sich hervorragend als Kissen. «Wer gut schläft, liegt auch auf Steinen weich» (Sprichwort).

Ein anderes Motiv ist das Sich-Hineinquetschen in enge Behältnisse. Ob Papierkorb oder Kartonschachtel, egal. Zwei Langhaar-Tiger hocken in einem Kübel, bloss die Köpfe ragen heraus. «Es freut mich, dass ich gegen alle Unbequemlichkeit völlig gleich-

gültig bin, sobald es sein muss und das Unternehmen einen Zweck hat» (Johann Wolfgang von Goethe).

Bei der Katze, die rücklings auf einem glattglänzenden Autodach liegt, erwartet man, dass sie jeden Moment abrutscht. Sie aber fürchtet nichts, sie ist reine Entspannung und Musse. Daneben liest man: «Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll, Asphalt, Strassenspülung, Haustürschlüssel, Luftheizung, Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selber» (Karl Kraus). Immer wieder fällt auf, wie ausdruckslos Katzen glotzen können. Der verliebte Katzenbesitzer interpretiert dies als tiefes Nachdenken, philosophische Weltbetrachtung oder stille Meditation. «Er fing an, viele Eigenschaften eines Heiligen an den Tag zu legen. Er konnte stundenlang in tiefer Meditation dasitzen und den Wolken zusehen», schrieb begeistert der britische Schriftsteller Beverley Nichols im letzten Jahrhundert.

Selbstverständlich hat unser alter Kater – Gott hab ihn selig – auch nie einfach blöd geglotzt. Wenn er einen minutenlang unerbittlich fixierte, hiess das entweder: Verschwinde aus meinem Sessel!, oder: Was ist mit dem Znacht? Wenn er aber langsam blinzelte, war das die schönste Liebeserklärung.

Wie ich nun den Kalender so durchblättere, merke ich, es muss wieder eine Katze her. Eine, die einem in die Zeitung springt, wenn man gerade konzentriert liest, eine, die als Strafaktion dem lauten Staubsauger auf den Kopf schiff und so das ganze Wohnzimmer flächendeckend markiert. Egal. Eine, die immer auf der falschen Seite der Türe steht (Sind Katzen wirklich intelligent?). Egal. Eine, die die Stube erst so richtig schön und gemütlich macht.

Sensationsfund: 6000 Seiten von Céline

Jürg Altwegg

Louis-Ferdinand Céline: Reise ans Ende der Nacht. Aus dem Französischen von Hinrich Schmidt-Henkel. Rowohlt. 672 S., Fr. 42.90

Er war ein Antisemit der übelsten Sorte und ein Kollaborateur, der während der deutschen Besetzung vor keiner Denunziation zurückschreckte. Ein Hetzer und Verschwörungstheoretiker. Nach dem Krieg wurde er im Abwesenheitsverfahren zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Noch immer werden die Pamphlete von Louis-Ferdinand Céline über die Juden offiziell nicht gedruckt – selbst die Nazis hatten sie in Paris aus dem Verkehr gezogen: Sie seien so heftig und exzessiv, dass sie der Sache des Antisemitismus schaden würden.

Genauso unbestritten ist: Der verfeimte Dichter gehört zu den Klassikern der Weltliteratur. Er hat die Sprache Frankreichs revolutioniert. Und nun muss seine Gesamtausgabe neu konzipiert werden: Aus dem «Nachlass» von Céline sind 6000 Seiten aufgetaucht. Sein Leben lang hatte er erzählt, dass sie nach seiner überstürzten Flucht aus seiner Wohnung auf dem Montmartre geklaut worden seien. Mit der Elite der französischen Kollaboration – darunter auch Philippe Pétain – hatte er sich in ein Schloss in Sigmaringen abgesetzt. Später zog er ins Exil nach Dänemark, wo er eine Zeitlang im Gefängnis sass. 1951 kehrte er nach Frankreich zurück. Er war als «Invalides des Ersten Weltkriegs» begnadigt worden. Louis-Ferdinand Céline starb 1961 in seinem Haus in Meudon bei Paris.

Die Entdeckung seines Nachlasses ist eine Sensation. Es war nicht die Witwe Lucette Destouches, die ihn hortete. Fast sechzig Jahre überlebte die Tänzerin den Dichter; sie starb 2019 im Alter von 107 Jahren. Der Schatz befand sich in der Obhut von Jean-Pierre Thibaudat, dem früheren Theaterkritiker der Libération. Von wem er ihn bekommen hatte, will Thibaudat nicht sagen; er beruft sich auf den Schutz journalistischer Quellen. Eine einzige Auflage sei ihm gemacht worden: das Konvolut bis zum Ableben der Rechteinhaberin zu hüten – es sei darum gegangen, der Witwe keine Einnahmen zu generieren.

Verlage stehen in den Startlöchern

Lucette Destouches war eine exzentrische alte Dame und immer hungrig. So beschreibt sie ihre langjährige Pflegerin Sandra Vanbreemersch in ihrem gerade erschienenen Roman «La dame couchée». Ihr Bett konnte sie nicht mehr verlassen, sie lebte in Meudon, umgeben von Hunden, Katzen und einem Papagei. Die Fensterläden blieben stets geschlossen.



Neue Dimension: Autor Céline.

Madame ernährte sich von Lachs und Hummer und trank Champagner. Sie schaute fern und empfing die Besucher aus der Céline-Gemeinde, die ihr zu Füßen lag.

Kaum war sie tot, nahm Thibaudat mit dem Pariser Anwalt Emmanuel Pierrat Kontakt auf. Pierrat ist ebenfalls Schriftsteller und auf Urheberrecht spezialisiert. Als Erbin hatte Lucette Destouches ihre ehemalige Schülerin Véronique Robert-Chovin eingesetzt. Sie schrieb noch zu Lebzeiten der Witwe zwei Bücher über Céline und seine Frau. Robert-Chovin, 69, die von den Spezialisten jahrzehntelang herablassend behandelt wurde, wird nun zusammen mit dem 89 Jahre alten Anwalt und Biografen François Gibault den Nachlass verwalten. Der Wert der Manuskripte geht in die Millionen. Noch mehr kann man sich von den Autorenhonoraren erhoffen. Die Verlage stehen in den Startlöchern. Man hofft, dass erste Publikationen im kommenden Jahr möglich sein werden, Thibaudat hat wertvolle Vorarbeit geleistet: die Archive klassiert, die Texte entziffert und abgetippt.

Tausend Manuskriptblätter betreffen das Meisterwerk «Mort à crédit» («Tod auf Raten»), das eine neue Dimension bekommt. Es gibt Dutzende von Kapiteln eines Romans «London», von dem man eine vage Ahnung hatte; eine vollständige Fassung von «Casse-pipe», einem verschollen geglaubten Roman; ein Epos über einen mittelalterlichen «König Kogon». Dazu kommen Briefwechsel und Fotos.

Die «Reise ans Ende der Nacht» wird um zahlreiche Etappen bereichert. In einem Feldkrankenhaus beobachtete der Dichter, der Arzt und Voyeur war, wie eine Krankenschwester

die Toten masturbiert. Der Erzähler beschreibt sein Verhältnis mit ihr. Längst hatten die Spezialisten vermutet, dass Céline mit einer Pflegerin namens Alice David ein uneheliches Kind zeugte. In den aufgetauchten Kapiteln glauben sie den Beweis zu finden, und spekulieren bereits darauf, dass sich jetzt neue Erben melden könnten. Das Rohmaterial von Célines Literatur war stets sein Leben.

Spuren führen nach Korsika

Erste Informationen über den Fund gehen auf den Sommer zurück. Pierrat und Thibaudat erzählten die Geschichte *Le Monde*. Die einseitige Darstellung wurde inzwischen durch Recherchen anderer Medien ergänzt.

Noch aus Dänemark hatte der Dichter seinen jüdischen Buchhalter des Diebstahls bezichtigt – er glaubte so sehr an antisemitische Klischees, dass er sein Geld bei einem Juden in allerbesten Händen sah. In der Résistance gab es unzählige Figuren, die sich skrupellos in den Wohnungen der Kollaborateure bedienten, die zuvor die Juden vertrieben und bestohlen hatten. Es wird spekuliert, dass eine solche Seilschaft, der Thibaudats Vater angehörte, die Manuskripte Célines unter Verschluss hielt. Spuren führen auch nach Korsika.

Véronique Robert-Chovin verspricht, dass sie das ganze Material der Forschung zur Verfügung stellen werde. Sagt aber auch klipp und klar, dass nicht alles zur Veröffentlichung taugt. Célines Gralshüter sind bemüht, sein Andenken nicht mit neuen antisemitischen Pamphleten weiter zu beschmutzen. Seine Gegner mobilisieren bereits die Cancel Cul-

ture, um die Verbreitung des anstössigen Werks zu verhindern. Jean-Pierre Thibaudat, der sich als Herausgeber und gefeierter Entdecker sah, hat nichts mehr zu sagen. Die rechtmässigen Erben behaupten, er habe die Manuskripte erst herausgerückt, nachdem er dazu verurteilt worden sei. Aber auch das Gericht konnte die Umstände des Deals und die Herkunft der Manuskripte nicht eruieren. Das Verfahren gegen den der Hehlerei angeklagten Thibaudat wurde eingestellt.

Stationen auf Gretas bewegender Reise

Hans Rentsch

Gretas Weg. Alexandra Urisman Otto und Roger Turesson. Aus dem Schwedischen von Ulla Ackermann. Hoffmann und Campe. 288 S., Fr. 39.90

Lange vor Smartphone und sozialen Medien schrieb der Soziologe Niklas Luhmann: «Alles, was wir über die Welt wissen, wissen wir durch die Massenmedien.» Das gilt auch für Greta Thunberg, die zur Ikone der Klimajugend gewordene schwedische Aktivistin. Im Buch schildert sie ihre frühe Bewusstseinsbildung so: «Vom Bildschirm schlug mir die Krise mit voller Wucht entgegen.» Das hat mit den Fakten, wie sie auch in den Detailberichten des Uno-Weltklimarats zu finden sind, wenig zu tun, sehr viel aber mit der medialen Vermittlung der «Klimakrise» durch angsteinflössende Bilder von Waldbränden, Überschwemmungen, Orkanstürmen und Gletscherabbrüchen. Deshalb wäre das Luhmann-Zitat so abzuändern: «Alles, was wir über die Welt zu wissen glauben, stammt von den Massenmedien.»

Für mich als Greta-Skeptiker der ersten Stunde sind Greta und die streikende Klimajugend in erster Linie ein Medienphänomen der jüngsten Zeit. Gretas phänomenaler Aufstieg zum Weltstar der Klimakrise wäre vor zwanzig Jahren noch nicht denkbar gewesen. Wie man im Buch liest, war die Idee eines Klimastreiks im Juni 2018 während einer Online-Videokonferenz aufgekommen, in die sich die damals 15-jährige Greta zugeschaltet hatte. Die Streikidee stammte von einem anderen Teilnehmer.

Kann ein Greta-Skeptiker unbefangen ein Buch besprechen, das eine hymnische Verklärung dieser medial geschaffenen Kunstfigur darstellt? Klar, denn erstens lag Greta neulich mit dem Kurzkomentar «Bla, bla, bla» zur Klimakonferenz COP 26 in Glasgow ganz auf meiner Linie, wenn auch aus anderen Motiven. Und wer könnte zweitens von der unglaublichen Geschichte dieses Teenagers und ihrer weltweiten Ausstrahlung nicht fasziniert sein!

Zudem erzählen die Autoren diese Geschich-

te in einer attraktiven Abfolge von Texten und Bildern. Was Greta an abenteuerlichen Ereignissen seit ihrem Klimastreik vor dem schwedischen Reichstag vor gut drei Jahren im Zuge der Katapultierung ins globale Klima-Business alles erlebt hat, ist in der journalistischen Aufbereitung eine anregende Lektüre. Schilderungen von Auftritten vor der Uno in New York, am WEF in Davos, an der Klimakonferenz von Katowice und an zahlreichen Klimademonstrationen wechseln sich ab mit Texten über Ergebnisse der Konsens-Klimaforschung.

Am Schluss finden sich drei von Gretas wichtigsten Reden. «I want you to panic!», schleuderte sie im Januar 2019 in Davos der versammelten WEF-Prominenz ins Gesicht. Das ist sicher ihre berühmteste Anklage. Eine kritische Auseinandersetzung mit den rabiatischen Forderungen militanter Klimaaktivisten à la Greta kann in



einem Werk, das auch Sympathien für Extinction Rebellion verströmt, nicht erwartet werden. Doch für Greta-Skeptiker ist es nützlich, genaueres über die Denk- und Argumentationsweisen zu kennen, die in der Anhängerschaft der Klimajugend zirkulieren. Und wer erfahren will, wie die journalistische Vermittlung der dominierenden Konsens-Klimaforschung in alarmistischer Übersteigerung tönt, stösst im Buch auf Sätze wie diesen: «Bis 2050 könnten bis zu 1,2 Milliarden Menschen durch ökologische Bedrohungen dazu gezwungen sein, ihre Heimat zu verlassen» (aus einem Bericht des Institute for Economics and Peace). Dies ganz im Gleichklang mit den apokalyptischen Verheissungen in Gretas Reden.

Dennoch anerkennt auch der Greta-Skeptiker, dass dieses Buch hervorragend gemacht ist. Es gibt unnütze Zeitvertreibe als die Lektüre.



Die Bibel Im Worst Case

Und sucht das Wohl der Stadt, in die ich euch in die Verbannung geführt habe, und betet für sie zum Herrn, denn in ihrem Wohl wird euer Wohl liegen (Jeremia 29, 7). – Ungefähr 600 vor Christus widerfuhr den Juden ein Unglück, das das pure Gegenteil ihrer Lieblingserzählung vom Auszug aus dem Sklavenhaus Ägypten war. Dieser war ja die Geburtsstunde des Judentums gewesen. Die Hebräer durchliefen anschliessend eine zunächst chaotische Selbständigkeit, lernten «Recht vor Macht» als Antithese zur Despotie und etablierten schliesslich ein eigenes Staatswesen. Jahrhunderte später nun die Umkehrung: Bereits war das israelische Nordreich erobert, und nun kam auch das südliche Juda mit dem Jerusalemer Tempel und dem davidischen Königtum dran. Inzwischen waren die Babylonier zur Weltmacht in Mesopotamien aufgestiegen und hatten ihr Reich bis ans Mittelmeer ausgedehnt. Die Oberschicht aus Jerusalem wurde nach Babel verschleppt. Der Verlust des Landes, des Tempels, der Religion und der Eigenständigkeit war der Worst Case.

Was tun? Naheliegender wäre eine Rebellion bis hin zum Terrorismus. Falsche Propheten wie Chananja versprachen, das Joch würde bald zerbrochen (Jer 28). Jeremia ahnte, dass die Misere andauern würde, und gab den Rat: Macht euch auf eine lange Verbannung gefasst und verhaltet euch entsprechend. Fördert das Wohl des ungeliebten Wohnorts, baut Häuser, legt Gärten an und gründet Familien. Stellt möglichst viel *courant normal* her. Das Ende des Exils werde kommen – aber erst für die über- und überübernächste Generation. Das Beste aus der misslichen Lage machen – das ist in Krisen und Zusammenbrüchen ein guter Rat. Auch unter ungünstigen Umständen sind heilsame Impulse und Ereignisse möglich. Die Geburt Jesu geschah ja ebenfalls unter höchst ungünstigen Umständen.

Peter Ruch

Für immer jung

Das Alter ist der Fluch der Schönheit. Darum lassen Stars digitale Avatare von sich erzeugen, die ihr junges, vollkommenes Selbst darstellen.

Sarah Pines

OG2D: Handelsplattform für NFTs aus dem Showbusiness (og2d.com)

Stars sind menschengewordenes Zelluloid. Stars sind für immer schön, glatt, alterslos. Doch eigentlich nicht durch irgendeinen Trick digitaler Technik, sondern aus sich und der Leinwand heraus, eben weil sie «Sterne» sind, entrückt, von auratischem Glanz umgeben, immer irgendwo anders, nur nicht bei uns im Zuschauerraum. Für immer im Dunkelgrün und Orangegold kalifornischer Sommer flimmernd, scheint ihre Welt Alterungsprozessen und Zeitströmen enthoben. Alles ist da, als würde es auf Bäumen wachsen: Pool-

Altern ist der Fluch der Schönheit. Jugendliche Attraktivität und Sex-Appeal hingegen verkaufen sich.

Bäume, Cocktail-Bäume, Designer-Klamotten-Bäume. Stars sind auch dann schön, glatt und alterslos, so erträumen wir es uns, wenn wir ihnen in einem raren Moment live begegnen, in Palm Springs am Nachbartisch im «Melvyn's» etwa, im «Chateau Marmont» in Bel Air oder auf der Strandpromenade in Santa Monica.

Platon und später Dante dachten über die Ewigkeit nach und blickten hoch zu den Sternen und Himmelskugeln. Wir blicken auf Stars und Sternchen. Nur wenig ist mächtiger als das allen Verfallsprozessen enthobene Abbild eines Stars. Wir beten es an, schneiden das schöne Gesicht aus Zeitungen aus oder machen heimlich Screenshots davon. Doch auch Stars altern. Dann ziehen sie sich würdevoll zurück, wie Marlene Dietrich, Doris Day, Tippi Hedren oder Audrey Hepburn.

Künstliche Stupsnasen

Andere weigern sich zu altern und lassen sich chirurgisch verschönern. Bei Schönheitsoperation und Jugendwahn im Zusammenhang mit insbesondere weiblichen Stars kommt einem hier vor allem Groteskes in den

Sinn: künstliche Stupsnasen mit vertikal aufgeklappten Nasenlöchern, aufgeworfene Münder, Gesichtsstarre. Frauen wie Nicole Kidman oder Renée Zellweger, die für ungewöhnliche Gesichter berühmt wurden, wählten für ihre Verjüngung eine verzerrte Mimik, die noch dazu immer gleich aussieht. Wieder andere Stars – Mariah Carey oder Jennifer Lopez – unterwerfen sich der jugendlichen Frische zuliebe strengen Diäten sowie Sportprogrammen und pressen ihre Körper in Teenager-Klamotten.

Oder Stars verjüngen sich virtuell, erstellen Avatare ihres äusseren, jüngeren, vollkommenen Selbst, wie Madonna, Cher, Will Smith oder unlängst der 79-jährige Paul McCartney: Im Video «Find My Way» ist der Beatles-Star wieder dreissig Jahre jung, nicht nur im Gesicht, sondern auch körperlich, seine Bewegungen sind elastisch und federnd. Die Haut ist makellos, das Video ist eine Reise in die Zeit für immer verlorener Jugend.

Erstellt wurde der Clip von der 2021 gegründeten Firma Hyperreal (Hyperreal.io), spezialisiert auf die Erstellung digitaler Avatare, besonders von Stars: meist jüngere digitale Doubles berühmter Leinwandpersönlichkeiten, die in Filmproduktionen eingebunden werden. Die Schauspieler wollten ihren eigenen Avatar, heisst es auf der mit nur sparsamen Informationen versehenen Website. Und warum?



Von den Lebenden auferstanden: Abba.



Reise in die Vergangenheit: Madonna.

«Aus offensichtlichen Gründen», heisst es diskret: Einige Filmstudios hätten bereits vor zwei Jahrzehnten begonnen, die Gesichter von Schauspielern digital zu retouchieren, ohne dass das Publikum dies gemerkt habe: «Inzwischen verwenden die Studios eine entalternde Computer-Bildgebung, um das Gesicht des Schauspielers vollständig durch eine synthetische Version zu ersetzen, die sich nahtlos einfügt, ohne die Darstellung zu stören.»

Ein unheimlicher Gedanke. Was sehen wir inzwischen oder in naher Zukunft, wenn wir Stars sehen? Menschen im alterskaschierenden Kostüm oder algorithmisch verschlüsselte Pixel? Die von Hyperreal erstellten Star-Avatare sind NFTs. «NFT» steht für «non-fungi-



ble token», digitale Formate, die nicht kopiert oder gefälscht werden können. Sie erhalten ihr Siegel der Einmaligkeit durch die Blockchain-Technologie: Datenbanken, die Daten chronologisch erfassen und algorithmisch verschlüsseln. Das NFT des eigenen Antlitzes kann sich der Star nun mit einer Blockchain ganz für sich allein sichern. Auf der Website OG2D können Fans sich für Tausende Dollar die Urheberrechte an einem NFT-Star-Videoclip sichern. Stars wie Michael Jackson und Whitney Houston stehen von den Toten auf, und man kann sie wie Panini-Bilder sammeln.

Fehlende Aura

Abba hingegen stehen von den Lebenden auf. Die vier Mitglieder der schwedischen Kultband sind mittlerweile über siebzig Jahre alt, haben sich aber «Abbatate» gesichert, NFTs, die nach ihren Abbildern aus dem Jahr 1979 erschaffen wurden. Am 27. Mai 2022 soll das Virtual-Reality-Projekt «Abba Voyage» in London Premiere feiern. Das passende Musiktheater mit 3000 Sitzplätzen wird derzeit noch gebaut. Die virtuellen Abbilder von Agnetha, Björn, Benny und Anni-Frid singen und tanzen dann auf der Bühne, begleitet von einer zehnköpfigen Live-Band. Ein Copyright auf die eigene Jugend als Kapitalanlage also, effektiver als Gesichtsoperationen oder enge Klamotten. Es sei die in der Gesellschaft übliche Altersdiskriminierung, die sie in derartige verjüngende Massnahmen zwänge, sagt Madonna in Interviews der letzten Jahre, ohne

ihren digitalen Avatar zu erwähnen. «Altere nicht, denn zu altern ist eine Sünde», sagte Madonna 2016. «Du wirst kritisiert, du wirst verunglimpft, und ganz sicher wird niemand dich je wieder im Radio spielen.» Die Botschaft von Madonna, deren grosses Verdienst darin besteht, einst die moralistischen Stränge des Feminismus mit ihrer Pro-Sex-Attitüde herausgefordert zu haben: Berühmte Frauen sind Fussabtreter des Patriarchats. Immer. Wenn sie jung und schön sind, sind sie Opfer von Misogynie, Sexismus, Chauvinismus und sonstigen Erniedrigungen. Und wenn sie alt sind erst recht.

Altern ist der Fluch der Schönheit, Sex-Appeal und jugendliche Attraktivität hingegen verkaufen sich.

Auch Madonnas kunstvoller Instagram-Account ist eine Reise in die Vergangenheit: Madonna ganz privat zu Hause, am Klavier, auf dem Wohnzimmerteppich, vor einer Blumenvase, allerdings mit dem glatten, makellosen Gesicht, mit dem Körper und den Klamotten einer Zwanzigjährigen. Ein Avatar? Schliesslich ist Madonna nicht der einzige Star, der sich gegen «ageism», gegen Altersdiskriminierung, ausspricht. Nicole Kidman bat Hollywood in einer Ansprache bei den Screen Actors Guild Awards von 2018 um Inklusion aller Altersgruppen, auch der alternden Frauen. Natürlich existiert «ageism». Wir haben «Horror davor», alt zu werden, wie Simone de Beauvoir schrieb. Wir bevorzugen Jugend und Glätte. In der Debatte um Altersdiskriminierung trifft es

Frauen sicherlich härter als Männer: Alter und Hängebrüste bedeuten immer auch Zeugungsunfähigkeit, Unfruchtbarkeit, die Ausgelaugtheit des Körpers. In der visuellen Kultur wird Altern auf physische Merkmale reduziert.

Und was tut Madonna, was tut Paul McCartney, was tun Will Smith, Robert Downey jr. und die vielen anderen, von denen noch nicht bekannt ist, dass sie es tun? Sie treten nicht trotz der «Altersbewegung» bei nach dem Motto

Menschen im Jugendwahn treten ihr Recht zur Selbstbestimmung an die Jugend ab.

«Mut zur Hässlichkeit» wie Glenn Close im Film «Hillbilly Elegy», sie schmeissen sich auch nicht – sozusagen als Persiflage auf das Altern – in hautenge Fetzen wie Mariah Carey oder lassen sich Stupsnasen anoperieren. Sie altern auch nicht mit Würde, so wie Gwyneth Paltrow, Helen Mirren oder Meryl Streep, sondern sie weigern sich zu altern, für immer.

Codes mit digitaler Signatur

Fraglich ist, ob die Verwendung von Software das geeignete Gegenprogramm zum «ageism» darstellt. Schönheit und Jugend zu verehren, ist nicht misogyn, nicht per se verächtlich. Jugendliche Schönheitsideale vergangener Epochen, etwa der griechischen und römischen Antike oder der Renaissance, betrafen den Mann mehr noch als die Frau. Und verweist nicht gerade eine zwanghaft herbeigeführte Jugend auf Alter, Verfall und Angst hinter der glatten Oberfläche? Menschen im Jugendwahn treten ihr Recht zur Selbstbestimmung an die Jugend ab, der sie selbst nicht mehr angehören, sie haben kein Ideal ausser das narzisstische Plagiat einstiger Frische.

Nach der Krise Hollywoods, verzettelt in Quotenstreitigkeiten um Geschlecht und Diversität, nahezu paralysiert von sterilen, politisch korrekten Drehbuchvorgaben und Oscar-Shows, kommt nun der sterile Star. Der Avatar ist kein Streik gegen Alter und Altersdiskriminierung, er suggeriert: Altern oder auch nur «reales Aussehen» ist keinesfalls schön oder relevant, allein der Pixel-Star kann irgendwie noch attraktiv sein. Zusammen mit dem echten, dem Verfall preisgegebenen Star geht die Aura der Pixel-Stars verloren. Aura ist, so die lateinische Wortbedeutung, eine sachte Brise, ein leiser Atem von etwas, ein aussergewöhnlicher Dunstkreis. Eine Aura haftet allen Dingen quasi als elektromagnetisches Feld an, sie ist das, was wir, so Walter Benjamin, nur dann fassen können, wenn wir uns in der richtigen Distanz befinden. Der Pixel-Star hat keine Aura, keine schwindelerregende, sehnsüchtige Ferne, die nur manchmal überwunden werden kann.



Alles andere ist seltsam kraftlos: Lady Gaga in «House of Gucci».

Film

Giftzahn in der Luxusvisage

Wolfram Knorr

House of Gucci (USA, 2021)
 Von Ridley Scott. Mit Lady Gaga, Adam Driver, Al Pacino, Salma Hayek, Jeremy Irons

Benedetta (Frankreich, 2021)
 Von Paul Verhoeven. Mit Virginie Efira, Daphné Patakia, Charlotte Rampling, Lambert Wilson

«Das Wort Familienbande», so Karl Kraus, «hat einen Beigeschmack von Wahrheit.» Bei den Guccis war er die Wahrheit. Ganz dem Luxus verpflichtet, mit Edel-Lederprodukten von Damentaschen über Jacken bis zum legendären Horsebit-Loafer, den sogar das Metropolitan Museum aufnahm, war sie, die Familienbande, eine Schlangengrube – mit tödlichem Ausgang. Am 27. März 1995 wurde der 46-jährige Maurizio Gucci, Chef der Edelmarke, mit mehreren Schüssen regelrecht hingerichtet. Zwei Jahre später kam es zum Prozess gegen Maurizios Ex-Frau Patrizia Reggiani, die den Mord in Auftrag gegeben hatte. Vom Richter wurde sie mehrere Male mit Namen aufgerufen, ohne dass sie reagierte. Dann erklärte sie dem Richter, warum: Sie heiße Signora Gucci, nicht Reggiani.

Den Verlust des Edelnamens hatte sie nicht verkraftet. So jedenfalls stellt es der Film «House of Gucci» dar, der sich auf Sara Gay

Fordens Buch «The House of Gucci: A Sensational Story of Murder, Madness, Glamour, and Greed» beruft.

Auch der Film «Benedetta» über eine lesbische Nonne aus dem 17. Jahrhundert beruft sich auf eine wahre Geschichte, über die die Historikerin Judith C. Brown ein Buch schrieb («Immodest Acts – The Life of a Lesbian Nun in Renaissance Italy»). Das Gucci-Drama ist von Ridley Scott, dessen Markenzeichen Kolossalfilme sind («Gladiator») und der im Familienkrieg mit einer kolossalen Besetzung beeindruckt: Adam Driver, Al Pacino, Jeremy Irons, Jared Leto, Salma Hayek – und Lady Gaga. Sie spielt als obsessiv hackender Specht Patrizia Reggiani, der den goldenen Pfosten Gucci so lange behämmert, bis er nachgibt und ein Nest daraus wird, alle in Grund und Boden. Gezielt lauert sie dem Unternehmersohn und Jurastudenten Maurizio (Adam Driver), der am Mode-Haus wenig Interesse zeigt,

Wer wen hintergeht und ausbootet, bleibt immer vage, führt nie zu dramatischen Kollisionen.

so lange auf, bis er schwach wird und sie heiratet. Danach treibt sie ihn vor sich her bis in die Geschäftsführung; egal, wer dabei auf der Strecke bleibt. Dass sie, und besonders ihr Mundwerk, ein Honigtopf ist, in dem ein gewetztes Messer steckt, realisiert der Gatte eigentlich erst, als es zu spät ist.

«Benedetta» ist vom Niederländer Paul Verhoeven, der die Provokation liebt («Basic

Instinct», 1992) und es auch in «Benedetta» nicht lassen kann. Diesmal ist es eine Nonne – alles andere als glaubwürdig –, die als blonde Schönheit (Virginie Efira) ein Kloster in Aufruhr versetzt, weil sie sich Jesus orgiastisch bis zu Wundmalen hingibt. Erst als die laszive Bartolomea (Daphné Patakia) ihr während einer Messe einen Finger in den Anus schiebt, danach eine Marienstatue zum Dildo schnitzt, entdeckt Benedetta echte Wonnen, statt sich nur an Visionen abzuarbeiten. Jesus ade, die Tor macht weit, es kommt der Sex der Herrlichkeit – und die Karriere. Die Stigmata beeindrucken den männlichen Klerus, der daraufhin Mutter Oberin Felicita (Charlotte Rampling) ihrer Aufgabe enthebt und Benedetta die Leitung übergibt. Aber Felicita beäugt deren Lustspiele und fordert Bestrafung durch den päpstlichen Nuntius (Lambert Wilson); doch die toskanische Gemeinde erhebt sich.

Wie Firmenwerbung

Paul Verhoeven ist 83, Ridley Scott 84. «Benedetta» eine typische Altmänner-Erotikfantasie und Scotts «House of Gucci» was Ähnliches, eine Rückkehr zu Scotts Karriereanfängen: als Werbefilmer. Auch Lady Gagas gackerflackerndes Gefräse durch Guccis Bel étage kann daran wenig ändern. Wer wen hintergeht und ausbootet, bleibt immer merkwürdig vage, führt nie zu dramatischen Kollisionen. Der sinnenfrohe Onkel (Al Pacino), der Maurizio ins Geschäft holt, wird Patrizias erstes Opfer, muss in den Knast und macht den Platz für Maurizio frei. Der wollte doch aber gar nicht ins Haus? Was hat ihn dazu verführt? Man erfährt es nicht. Dass die Frau die treibende Kraft war, schon klar, aber das alleine reicht nicht. Die fast dreistündige Zerlegung einer Dynastie bleibt seltsam kraftlos, abgesehen natürlich von Lady Gaga als hüftschwinger Kampffeiler Kaltmegäre. Das macht Spaß, aber der Rest ist Firmenwerbung, nach dem Motto: In welcher Unternehmerfamilie geht's schon harmonisch zu, und der Mord war ein Ausrutscher; die Reggiani ist ohnehin keine Gucci.

Verhoeven dagegen hofft mit «Benedetta» zu provozieren. Aber dazu ist alles viel zu glatt wie die einstigen Sexfilme à la «Emmanuelle», gestylte Sinnenräusche, und ein Kruzifix als Dildo lockt keinen Gläubigen mehr zum Protest vors Kino. Nimmt sich Verhoevens «Benedetta» unter dem Schutz ihrer Visionen (die nie als bloße Einbildungskraft entlarvt werden) das Recht zu gleichgeschlechtlicher Liebe heraus in einer Gesellschaft männlicher Zucht, so schlägt in Scotts «The House of Gucci» die aggressive Viper Patrizia Reggiani ihrer angeheirateten arroganten Bagage den Giftzahn in ihre Luxusvisagen. Was Dirty Harry mal erfolgreich konnte, können Dirty Patrizia und Dirty Benedetta auch.

Games

Schweizer Export-Hit: Virtueller Bauernhof

Marc Bodmer

Landwirtschafts-Simulator: Giants Software

Wenn ich vom «Landwirtschafts-Simulator» spreche, blicken mir ungläubige Augen entgegen, und meist folgt ein «Was? So etwas gibt es?». Ja, den «LS» gibt es – über 25 Millionen Kopien für PC und Konsole wurden bis dato von dem Game verkauft. Hinzu kommen mehr als 145 Millionen Downloads auf mobilen Plattformen. Kurz: Der «LS» ist der erfolgreichste Entertainment-Export der Schweiz aller Zeiten und dürfte es wohl auch für eine Weile bleiben: Der neue «Landwirtschafts-Simulator 22» ist mit 1,5 Millionen verkauften Exemplaren in der ersten Woche sehr gut gestartet.

Die Erfolgsgeschichte der Schweizer Game-Industrie begann vor dreizehn Jahren mit einem Fehlstart. Ursprünglich sollte es ein «Wilhelm Tell»-Spiel geben, doch nach gut drei Jahren kam es nicht zum Apfelschuss. Aber die dafür programmierte Software bildete die Grundlage für den ersten «Landwirtschafts-Simulator» (2008).

«Noch bevor es so weit war, hatten wir online ein Forum aufgeschaltet, in dem sich 30 000 Personen austauschten», sagt Thomas Frey, Creative Director und Teilhaber von Giants

Offiziell wird nicht Wein, sondern Traubensaft hergestellt. Das liegt an der Altersfreigabe ab drei Jahren.

Software. Das stimmte das damalige Start-up zuversichtlich. Heute loggen sich monatlich zwei Millionen Anhänger aus über 165 Ländern auf der Website ein.

Die Simulation ist in 23 Sprachen erhältlich, darunter Japanisch, Chinesisch und Russisch. «Die wachsende Beliebtheit in Russland hat leider auch Schattenseiten», erklärt Thomas Frey. «Mit dem Erfolg kommt auch die Piraterie.»

Der Kartoffel-Vollernter Ventor 4150

Doch nicht nur die Verkaufszahlen legen zu, auch der «LS» wird immer grösser. «Wir nehmen nichts weg. Das Spiel wird verbessert. Das ist unser Credo», sagt Frey. Inzwischen arbeitet die Firma aus Schlieren bei Zürich mit über hundert Herstellern von Landwirtschaftsmaschinen zusammen. Von diesen stehen über 500 Modelle im neusten Spiel zur Verfügung.

Wenn Frey vom Maschinenpark spricht, gerät er ins Schwärmen: «Manche Maschinen wie der Kartoffel-Vollernter Ventor 4150 von Grimme sind wie ein Transformer. Sie sind

riesig und können zig Elemente ausklappen.» Diese Freude teilt offensichtlich die wachsende Gemeinschaft, von der fast ein Viertel in Nordamerika sitzt. «Landwirtschaft ist ein globales Thema», sagt Frey. «Anders als American Football, der eben nur in den USA eine überragende Rolle einnimmt. In jedem Land auf der Welt wird in irgendeiner Form Landwirtschaft betrieben, und jeder von uns hat eine Vorstellung davon.»

Neu bei der eben erschienenen Version ist der Anbau von Trauben und Oliven. Offiziell wird nicht Wein, sondern Traubensaft hergestellt. Das liegt an der Altersfreigabe, denn der ab drei Jahren freigegebene Titel ist besonders beliebt bei Kindern.

Thomas Frey erachtet den «LS» als eine spannende Alternative zu den meist sehr hektischen Games, die den Markt dominieren:

*Und wann
werden Sie
endlich druckreif?*



«Unser Spiel braucht Geduld. Es ist gewissermassen *slow gaming*.»

Wer einen virtuellen Bauernhof pflegen will, muss sich in der Tat auf ein völlig anders geartetes Spielerlebnis einstellen. Der «Landwirtschafts-Simulator» ist keineswegs selbsterklärend. Früher gehörte es zu den Zenmässigen Aspekten, minutenlang auf einem Acker hin- und herzufahren. Heute erledigt das auf Wunsch ein KI-Mitarbeiter. Man sollte bloss nicht wie ich den Traktor salopp neben das Feld stellen. Das behindert die Arbeit des doch nicht so schlaun Helferchens.

Um Stadtmenschen wie mir auf die Sprünge zu helfen, hat Giants Software neu eine Farming Simulator Academy eingeführt, wo man Nachhilfeunterricht bekommt, der laufend ausgebaut wird.

Alben für die Ewigkeit



Eagles: Hell Freezes Over (1994)

Es gibt wenige Alben, die eine erhabene und gleichzeitig euphorische Stimmung in dein Heim zaubern können. Dieses Werk tut es. Ich gehe noch einen Schritt weiter:

Wir sprechen hier von purer Magie in Tönen. Was da an Stimmen, Texten, Moods und Melodien drauf ist, bleibt einzigartig. Hier kochen die Chefs der Chefs, und zwar ein Fünfzehn-Gang-Menü ohne Aussetzer.

Die Vorspeise beginnt mit dem Rocker «Get Over It», der Killerballade «Love Will Keep Us Alive» und «Learn to Be Still». Dann folgt mit elf grossartigen Klassikern die Hauptspeise – live und unplugged: von «Tequila Sunrise» über das umarrangierte, betörende «Hotel California», «Take It Easy», «New York Minute» und «Life in the Fast Lane» zum epischen «The Last Resort», dem grossartigsten Song über die Vertreibung, Ausbeutung und Zerstörung natürlicher Paradiese durch eine neue, kalte Welt, mit dem Schlüsselsatz: «And they called it paradise. I dont know why.» Als grandioses Dessert wird «Desperado» serviert. Die wehmütige, hypnotisierende Überhymne des einsamen Steppenwolfs.

Ein harter Cowboy oder Rockstar, der auf der ewigen Suche nach sich selbst ist. Gekrönt mit der so treffenden Erkenntnis: «You better let somebody love you before it's too late.»

Das ganze Feeling-Feuerwerk entstand nach einer unschönen vierzehnjährigen Trennung der Band. Was Sänger und Schlagzeuger Don Henley und seine Mannen hier bieten, ist schlicht etwas vom Besten, was je im Zwölf-Ton-Country-Rock entstanden ist. Worte reichen nicht aus, es zu beschreiben.

Chris von Rohr

Klassik

Gewagter Vokalklimmzug

Manuel Brug

Michael Spyres: Baritenor (Erato/Warner)

Tenor. Ja, schon. Aber was für einer? Es gibt da einiges im Stimmenangebot. Obwohl wir ja nicht so kleinlich wie früher in «Fächern» denken wollen. Doch die Möglichkeiten sind so vielfältig wie die immer neu ausgegrabenen Opern. Da ist der sich von unten gar nicht so weit hochschraubende, aber ausdauernde Wagner-Tenor mit der breiten Mittellage. Da gibt es den Mozart-Tenor, dann das eigentlich ausgestorbene Fach des deutschen Spieltenors, gar des Buffo-Operettenteners.

Der *tenore lirico* singt die ganz juvenilen, der *lirico spinto* die schweren italienischen Helden, der *tenore drammatico* hat sich bis zum Otello vorgearbeitet. Der Charaktertenor ist ein alt gewordener lyrischer. Ein Tenor mit guter *voix mixte*, der fein ausbalancierten Brust- wie Kopfstimme, ist ideal für das französische Repertoire.

Lohengrin geht auch

Durch die barocke Musikpraxis hat sich auf italienischer Seite der Countertenor als Kastratenerersatz hinzugesellt, für das französische Tragédie-lyrique-Werkverzeichnis der *haute-contre*. Und dann gibt es den altersmässig zum Bariton abgesungenen ehemaligen Tenorweltstar – ein neues, von dem nicht aufhören können Plácido Domingo eingeführtes Verlegenheitsspezialzwischenfach. Und schliesslich den Gar-nicht-mehr-Clowntenor, traurigerweise verkörpert von Rolando Villazón.

Seit der italienische Belcanto Urständ feiert, kennen wir neuerlich den koloraturbeweglichen *tenore di grazia*. Und eben den *baritenore*. Das war, gegenüber dem Liebhaber-Trällerer, der gewichtigere, ältere, oft intrigante oder finstere Charakter. Zu höchster Blüte gebracht wurden letztere Stimmunterfächer von Gioachino Ros-

Am besten ist er bei Berlioz, wo er schon «Aeneas» und «Faust» aufgenommen hat.

sini in seiner Neapel-Zeit ab 1815 in insgesamt neun Seria-Opern für Giovanni David (der Höhengewalt) und Andrea Nozzari (der Tiefe).

Denen haben letztes Jahr mit der Duo-Platte «Amici e Rivali» zwei Amerikaner ihre Reverenz erwiesen: Lawrence Brownlee und Michael Spyres. Das Ergebnis war ein brillanter Singparcours von zwei absoluten Meistern ihres Fachs: der cremig strahlende, um keinen Spitzenton verlegene Brownlee und der mit



Heller, leichter, dabei immer noch mit einem warmen Grundton: Tenor Spyres.

einem dunkleren Timbre ausgestattete Spyres in freundschaftlichem Wettstreit.

Auf dieser Spur hat der 41-jährige, in Missouri geborene Spyres, der in den USA und in Wien studierte und diesen Sommer als Don Ottavio im kontroversen Salzburger «Don Giovanni» souverän abräumte, nun nachgelegt. Nach seinem Debüt am Teatro San Carlo in Neapel im Jahr 2006 schien sein Rossini-Weg vorgezeichnet. Er singt freilich auch Alfredo in «La traviata» und den «Carmen»-Don-José. Doch am besten ist er bei Berlioz, wo er schon Aeneas und Faust aufgenommen hat; Weiteres ist in Vorbereitung.

Auf einigen Solo-CDs kann man ihn in grandiosen Belcanto-Küren geniessen. Doch jetzt wurde Michael Spyres, der auch im Barockbereich abräumt, neuerlich einmalig. Die jüngste CD nennt sich «Baritenor» und versammelt je neun Tenor- und neun Baritonarien von fünfzehn Komponisten aus drei Jahrhunderten. Da gibt er also mit weichem, flüssigem Dunkelton

Mozarts Grafen-Arie. Und heller, leichter, dabei immer noch mit einem warmen Grundton den bis zum hier strahlend servierten hohen D reichenden Adolphe-Adam-Tenorschlager vom «Postillon de Lonjumeau».

Wie kann das sein? Hier Bariton, da Tenor? Ganz einfach: Michael Spyres kann dank seiner guten Tiefe und seiner wunderbar technisch entwickelten Höhe (und mit einem eher nougatfarbenen Timbre) nicht nur *baritenore*, sondern eben auch Bariton singen. Und der Lohengrin, wie auf Französisch zu hören, geht auch.

Von Mozarts Idomeneo bis zu Lehárs Danilo und vom «Bajazzo»-Prolog Tonios zum einstigen Richard-Tauber-Hit «Glück, das mir verblieb»: Ein solcher, auch stilistisch weitläufiger Parcours gleich zweier Stimmfächer dürfte in der Geschichte des Singens wie der Plattenhistorie vergleichslos sein. In vier Sprachen singt Spyres Oper, Operette und Orffs «Carmina Burana». Ein wahrlich gewagter Vokalklimmzug.

Ausstellung

Laufbahn eines verkrachten Händlers

Rolf Hürzeler

Unternehmen Algerien – Henry Dunant und seine koloniale Vergangenheit: Henry-Dunant-Museum, Heiden. Bis 20. März 2022

Er hoffte, in Algerien ein Vermögen zu machen. Doch sein geschäftliches Engagement in Nordafrika endete für Henry Dunant im Bankrott und in der Unehrenhaftigkeit. Eine neue Ausstellung im appenzellischen Heiden erinnert daran. Die kleine Schau berichtet mit Text und Bild, wie Dunant (1828–1910) als Sprössling einer calvinistischen Genfer Geschäftsfamilie in Nordafrika sein Glück suchte. Trotz seines Scheiterns führte diese Episode seines Lebens schicksalhaft zu seinem Weltruhm. Sie brachte ihn nach Solferino in der Lombardei, wo er das Grauen des Krieges sah. Seine Anteilnahme brachte ihn dazu, eine unparteiische Hilfsorganisation zu gründen – das Rote Kreuz.

Die Franzosen besiedelten Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Algerien. Damals dachte niemand in den heutigen Kategorien des Kolonialismus. Die Europäer woll-

Damals dachte niemand in den heutigen Kategorien des Kolonialismus.

ten Handel betreiben, politischer Einfluss war höchstens sekundär. Auch Genfer Geschäftsleute hofften auf Geschäfte. So bewarben sich die Bankiers Lullin und Sautter beim französischen Kaiser, dem reaktionären Napoleon III., um eine Konzession für «fruchtbare Ländereien», wie es in einem Ausstellungstext heisst. Sie erhielten 1853 ein Grundstück in der Nähe von Sétif im Nordosten des Landes, heute eine Universitätsstadt mit 300 000 Einwohnern.

Als Gegenleistung musste die dafür gegründete Compagnie genevoise des Colonies suisses de Sétif Dörfer für die Siedler bauen. Die Compagnie schickte den 25-jährigen Henry Dunant nach Algerien, der das Projekt in einem desolaten Zustand vorfand. Wie bei fast allen kolonialen Vorhaben jener Zeit beschönigten die Initianten den Erfolg ihrer geschäftlichen Bestrebungen, um neue Geldgeber zu gewinnen. Zeitgenössische Stiche illustrieren in der Ausstellung das Leben in Nordafrika; ausführliche Texte schildern die Aktivitäten des jungen Dunant. Eine frühe Daguerreotypie zeigt ihn in bürgerlicher Gesellschaft, die rund um eine Droschke drapiert ist.

Als Blickfang der Ausstellung dient eine Reproduktion des Gemäldes «Femmes d'Alger

dans leur appartement» von Eugène Delacroix. Es steht laut der Co-Kuratorin Kaba Rössler für die «exotischen Fantasien europäischer Kolonisatoren», da es an ein Bordell gemahne. Das Werk soll die Mentalität der Europäer symbolisieren, die ihr Glück in Nordafrika suchten.

Ob Dunant ebenfalls solche Vorstellungen hegte, sei dahingestellt. Jedenfalls verliess er seine Compagnie und kämpfte lange um eine eigene Konzession für Geschäfte in Algerien, unter anderem für eine Mühle und einen Marmorsteinbruch – vergeblich. Er hatte die typische Laufbahn eines verkrachten Geschäftsmanns eingeschlagen, der sich immer wieder verschuldete. Im Jahr 1859 nahm er die französische Staatsbürgerschaft an in der Hoffnung, bei der Kolonialverwaltung zu reüssieren.

Anklopfen bei Napoleon III.

Schliesslich entschloss sich Dunant, Napoleon III. selbst zu treffen, um Verständnis für seine geschäftlichen Aktivitäten zu gewinnen. Das Unterfangen war so hilflos wie naiv. Der Kaiser dachte nicht daran, den bankrotten Unternehmer zu treffen, zumal er gerade in kriegerische Auseinandersetzungen mit den Österreichern verstrickt war. Im norditalienischen Solferino kam es am 24. Juni 1859 zu einer Schlacht zwischen den Habsburgern und Sardinien, das auf die Hilfe der Franzosen zählen konnte. Dunant wurde Zeuge des Dramas und beschloss, sich der Not Verwundeter anzunehmen. «Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass Dunants Probleme als kolonialer Unternehmer schliesslich zur Gründung des IKRK führten», heisst es in der Ausstellung.

Die Schau von Heiden beleuchtet verdienstvollerweise einen heute wenig bekannten Lebensabschnitt des Rotkreuzgründers. Die Fragestellung, wie ein Kolonialist auch ein Philanthrop sein konnte, erscheint allerdings etwas aufgesetzt. Dunant fühlte sich in seinen jungen Jahren bestimmt nicht als ausbeuterischer Kolonialist. Er war vielmehr ein Abenteurer, der fälschlicherweise glaubte, dass das Glück vor der Haustür liege, man müsse es nur packen.



Jazz

Der alte Glanz der Hammond

Peter Rüedi

Joey DeFrancesco: More Music. Mack Avenue. MAC 1186

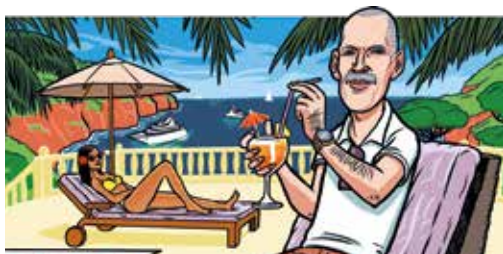
Die elektrische Orgel, die in den Dreissigern erfundene Hammond B3, ist, mit abendländischen Ohren gehört, so etwas wie die Parodie der grossen Kirchenorgel. Bis Jimmy Smith sie in den fünfziger Jahren als eigenständiges Jazzinstrument entdeckte, als ein Keyboard mit den dynamischen Möglichkeiten einer Big Band, war sie mehr oder weniger als eine Art verstärkte Alternative zum Piano in Gebrauch – einmal abgesehen von ihrer Karriere in der schwarzen Kirchenmusik, die dann ihre Bedeutung in der Rhythm-and-Blues- und Soul-Musik begründete. In den richtigen Händen erlaubte sie gestochen trockene Melodielinien bei gleichzeitigem kontrapunktischem Bass, in der Linken oder über die Fusspedale.

Zum Inbegriff des Trivialen wurde sie durch ihren wimmernden, wummernden Sound mit weitem Vibrato. Ihre Trivialität – in sophistizierten Ohren ihr hurenhafter Makel – war gleichzeitig ihre grosse Qualität. Sie machte sozusagen die proletarische Power der Hammond aus. Einmal entfesselt durch den Pionier Jimmy Smith, wurde der Klang der Kombination von Orgel, Gitarre und Schlagzeug zum Sound der schwarzen Gettos und darüber hinaus, dank dem säkularisierten Gospel-Erbe, zu einer Mode in den Fünfzigern und Sechzigern.

Als Epizentrum dieses Orgel-Hypes erwies sich Philadelphia, mit Jimmy Smith und Nachfolgern wie Shirley Scott, Jack McDuff oder Jimmy McGriff. Und mit dem Mann, der wie keiner der Hammond B3 Jahrzehnte später eine Renaissance bescherte: Joey DeFrancesco. Er verkörperte beide Seelen der elektrischen Orgel: in Partnerschaften mit dem späten Miles Davis oder mit John McLaughlin die kunstvolle, gelegentlich sogar esoterische Seite (wie auf seinem Album «In the Key of the Universe», 2019); andererseits die virtuose, fetzige, vollfette Power des von ihm bewunderten Jimmy Smith.

DeFrancescos jüngstes Album heisst lapidar «More Music» und präsentiert «more than an organ trio's music». Er ist auch ein kompetenter Trompeter und ein akzeptabler Tenorsaxofonist, und sein Partner Lucas Brown, ein guter Organist, ist auch ein exzellenter Gitarrist, der Drummer Michael Ode ein sensibles perkussives Kraftwerk. Das Zentrum, gut die Hälfte der elf DeFrancesco-Originale, macht allerdings das gute alte Orgeltrio aus, das angestammte mitreissende Metier des Meisters. Grosse Wasserverdrängung und soul dancing.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvH rettet die Alten

Mark van Huisseling

In der Nacht von Samstag auf Sonntag Ende August, ein langes Wochenende in Grossbritannien, weil der Montag ein Feiertag war, hielt sich Michael Gove im «Pipe Club» auf. Um zu tun, was die meisten Besucherinnen und Besucher des Nachtlokals in Aberdeen taten: zu tanzen. Und zwar mehr oder weniger die ganze Nacht, sagte der Geschäftsführer. Bis hierher eine Hund-beisst-Mann-Geschichte – also keine. Doch nun kommt's. Bei Gove handelt es sich um ein hohes Mitglied der britischen Conservative Party, er hatte verschiedene Ministerposten inne, im Kabinett von Boris Johnson ist er seit 2019 Kanzler eines Herzogtums sowie Staatssekretär.

Videoaufnahmen vom somit zur Mann-beisst-Hund-Geschichte gewordenen Vorfall, des tanzenden Gove – «erhobene Arme, Jackett, keine Krawatte», *The Guardian* – wurden in sozialen Medien verbreitet, *of course*. Und in der Folge wurde sofort heftig darüber gesprochen, ach was: geurteilt. Dabei interessierte weniger, ob er ein besonders guter, schlechter oder auffälliger Tänzer sei. Es ging darum, dass er ein Spitzenpolitiker ist. Und, was einige der sich zu Wort Meldenden noch mehr störte, 54 Jahre alt. «Es ist irgendwie gruselig, lässt dich zusammensucken», sagte eine schottische Sängerin mit Namen Tallia Storm im Frühstücksfernsehen. Und die 23-Jährige hatte auch gleich einen Lösungsansatz: Über 40-Jährige sollten nicht länger in Klubs gelassen werden.

Im Grundsatz findet Ihr Kolumnist es gut, erwachsen oder, meinerwegen, reif zu sein. Geneigte Leserinnen und ebensolche Leser erinnern sich vielleicht an meine kürzliche

Kolumne mit Überschrift «Endlich alt» und Sätze wie: «Es ist erlösend, als verrückter, peinlicher Onkel in der Ecke des Zimmers sitzen zu können. Und, Segen des Alters, Werte hochzuhalten von Humor, Chaos, Provokation bis Ungeduld gegenüber dem moralisch Offensichtlichen.» Diese Zeilen sind übrigens von Nick Cave, 64, Rockmusiker und Autor (aus seinem Blog «The Red Hand Files»). Aber eben – «in der Ecke des Zimmers [zu] sitzen» und nicht, «in einen Klub zu gehen und zu tanzen». Eine Erkenntnis von MvH aus dem Text war: «Klar, ich bin mit zeitgemässen Behauptungen wie «Sechzig ist das neue Vierzig» et cetera vertraut. Und finde diese nicht mal falsch. Wenn's aber um das Geistige geht, ist Sechzig das neue Achtzig. So sehen es wenigstens die Jungen, die Millennials / Generation Y sowie die darauffolgende Generation Z.»

Was ferner zu erwähnen ist: Unter den heute Zwanzig- bis Vierzigjährigen gibt es überdurchschnittlich viele, die die Einbeziehung von Minderheiten (Inklusion) sowie Vielfalt (Diversity) gut finden, angeblich. Oder, wie man in Amerika und zunehmend auch bei uns sagt, woke sind, erhöht sensibilisiert für soziale Ungerechtigkeiten. Nun stelle man sich mal vor, Tallia Storm (oder eine andere Castingshow-«Berühmtheit» mit ein paar Zehn- oder vielleicht Hunderttausend Followern in sozialen Netzwerken) hätte mitgeteilt, Schwarze, Braune, Gelbe, Rote, Schwule, Lesben, Queere, Transgender, Non-Binäre oder so Ähnliche soll-

Und die 23-Jährige hatte auch einen Lösungsansatz: Über 40-Jährige sollten nicht länger in Klubs gelassen werden.

ten nicht mehr in Klubs gelassen werden, weil «es irgendwie gruselig ist, dich zusammensucken lässt». Das Ergebnis wäre denkbarerweise die Mutter (der Vater) aller Shitstorms gewesen.

Doch wenn's sich bloss um jemand Altes handelt, besonders einen weissen Mann, dann ist's irgendwie okay oder jedenfalls nicht sooo schlimm, nicht wahr? Zum Glück ist die Weltgesundheitsorganisation in der Nähe, wenn man sie braucht. «Altersdiskriminierung hat ernsthafte und weitreichende Folgen für das Wohlbefinden, die Gesundheit und

Menschenrechte», steht in einem Papier von ihr (Quelle: WHO 2021, «Global report on ageism»).

Bernard Shaw, der Nobelpreisträger, schrieb (mit zirka 75), die Jugend werde an die Jungen verschwendet. Das mag zutreffen, kommt aber recht verstockt daher. Ihr Kolumnist dagegen gibt zu, a) gelegentlich in Klubs zu gehen und dort zu tanzen, mit 56. Sowie b), dass ihn Junge dabei überhaupt nicht stören, nicht mal Frauen.



UNTEN DURCH Powerpoint mit Jesus

Linus Reichlin

Kürzlich war ich an einem Kongress, und natürlich waren sämtliche Vorträge auf Englisch. Da ich nicht so gut Englisch spreche, sass ich bei allen Vorträgen in der ersten Reihe, um wenigstens die Grafiken der Powerpoint-Präsentationen ohne Brille sehen zu können. Nach vier Vorträgen fiel mir auf, dass es jedes Mal irgendein kleines Problem mit der Powerpoint-Präsentation gegeben hatte. Die Redner drückten jeweils mehrmals auf die Fernbedienung und sagten: «There should be another picture now.» Oder sie sagten: «This should be a movie, but it doesn't start.»

Manchmal blieb eine der Grafiken auf dem Bildschirm wie angenagelt stehen, obwohl der Redner schon längst über ein anderes Thema sprach. Während er zum Beispiel über die Auswirkungen der Klimaerwärmung in Australien sprach, sah man auf der Leinwand noch immer einen Samen oder Lappen in Norwegen, der sich über ein Rentier beugte, das an einem Hitzschlag gestorben war. Der Redner sagte dann: «Oh, I see we are still in Norway ... I wanted to show you the picture of a kangaroo

that was eaten by an icebear in Sydney.» Beim fünften Vortrag ging es um irgendwas mit *probability*, und ich hörte ihn mir vor allem deshalb an, weil mir das Porträtfoto der Professorin im Programmheft gefallen hatte. Sie trug die Haare nach innen geföhnt wie in den siebziger Jahren, das fand ich originell. Als sie die Bühne betrat, stellte sich allerdings heraus, dass nicht die Frisur, sondern das Foto im Programmheft aus den siebziger Jahren stammte. Die schon fast hinfallige Professorin sprach über Nahtoderfahrungen, und ausser mir sassen nur zwei andere ältere Damen im Publikum. (Ich habe aufgehört, mir einzubilden, dass ich jünger bin als andere in meinem Alter: Meine eigenen aktuellen Fotos stammen aus den siebziger Jahren des 6. Jahrhunderts.) Auch diesmal klappte etwas mit der Powerpoint-Präsentation nicht. Das Foto eines Mannes, der unter den Vorderreifen eines Lastwagens lag, wo er eine Nahtoderfahrung machte, flackerte gespenstisch, so dass die Professorin die Fernbedienung wie einen Zauberstab auf die Leinwand richtete und heftig darauf herumdrückte. Es sollte nämlich jetzt – das ergab sich aus dem Kontext des Vortrags – sowieso das Foto einer Zahnärztin zu sehen sein, die in Alaska in den Armen eines Grizzlybärs eine Nahtoderfahrung machte.

Die Professorin sagte: «Can somebody please help me with this remote control?» Wenn das Foto im Programmheft der Wahrheit entsprechen hätte, hätte ich mich vielleicht gemeldet. Man könnte auch sagen: Wenn ich gewusst hätte, was *remote control* heisst, hätte ich mich vielleicht gemeldet. Aber meine Hilfe war gar nicht nötig, denn es betrat eine junge Frau von der Haustechnik die Bühne. Sie steckte ein paar Kabel am Computer um, und daraufhin erschien auf der Leinwand ein Bild von Jesus, der am Ende eines Tunnels im Licht stand und einen auf ihn zuschwebenden Menschen mit offenen Armen erwartete. «No, no», sagte die Professorin, «that's the last picture! And I'm not finished yet!» Ich fragte mich, was eigentlich mit denen geschah, die, wenn sie am Ende des Tunnels auf Jesus zuschwebten, von einem plötzlichen Seitenwind abgetrieben wurden, so dass sie an Jesus' offenen Armen vorbei in die dunkle Unendlichkeit weiterschwebten.

Ich war froh, dass mein Kongresstag mit dem etwas weniger dystopischen Vortrag eines jungen Mannes endete: «The pros and cons of Nordic walking». Ich war erstaunt, zu er-

fahren, dass er mit *pros* und *cons* nicht Progressive und Konservative meinte, sondern Vor- und Nachteile, was allerdings ungefähr auf dasselbe hinausläuft, wenn man selber *pro* ist. Als der junge Mann uns anhand eines Fotos den richtigen Stockeinsatz zeigen wollte, tauchte auf dem Bildschirm wieder Jesus auf, der den schwebenden Mann erwartete. Grosses Gelächter im Saal. Jemand rief: «Nordic floating!»



FAST VERLIEBT Singles, bleibt standhaft! Claudia Schumacher

«Aha», sagte ich unterwältigt, als meine Freundin mir erzählte, sie sei jetzt «so was wie zusammen» mit dem Typen, den sie vor ein paar Wochen über eine Dating-Plattform an Land gezogen hatte. Die Sache ist die: Ich habe noch nie etwas Gutes über ihn gehört. Zum ersten Treffen kam er zu spät, und sie mochte seinen Körpergeruch nicht, weil er «nach Schweinefleisch süss-sauer von einem sehr schlechten Imbiss» gerochen habe. Das ging natürlich nicht – und doch war sie eine Woche später aus unerfindlichen Gründen mit ihm im Bett gelandet. Dort habe er ihre Performance mit der seiner Ex-Freundin verglichen, wie sie irritiert erzählte. Jetzt will sie ausgerechnet mit diesem zweifelhaften Zeitgenossen eine Beziehung wagen? Im Sommer war sie doch noch so wählerisch gewesen.

Ich warf einen Blick in den grauen Himmel und fror. Da wurde mir klar, weshalb meine Freundin ihre Zurechnungsfähigkeit verloren hat: Sie wurde Opfer ihrer Kuschelhormone.

Der Winter ist die Zeit der Paare. Für viele Singles sind die grauen, kalten Monate die schwierigste Zeit des Jahres. Draussen ist nichts

zu holen, man verbringt mehr Zeit zu Hause und will sich auf der Couch wenigstens an jemanden kuscheln können. Hinzu kommen die Feiertage: Weihnachten und Silvester, da ist mancher nicht so gerne allein. Je älter man wird, desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass Freunde in Beziehungen stecken und die Feiertage mit anderen Paaren verbringen. Als Single kann man sich da wie das fünfte Rad am Wagen fühlen – und aus Verzweiflung schon mal seine Ansprüche für den nächstbesten Last-Minute-Partner senken. Im englischen Sprachraum gibt es einen Begriff dafür: «cuffing season». Frei übersetzt mit «Saison der festen Bindungen», vom Englischen *to cuff somebody*, Handschellen anlegen.

Im Frühling und Sommer ist das Ungebundensein zwischen Badi und Aperol Spritz leichter zu geniessen. Wenn die Temperaturen sinken, steigt bei vielen die Sehnsucht nach Stabilität und einer Schulter zum Anlehnen. Schön, wenn man gerade jetzt das Glück hat, sich Hals über Kopf zu verlieben. Aber da es die Zeit der Fehleinschätzungen und Schnellschüsse ist, lohnt sich auf jeden Fall ein zweiter Blick auf das Objekt der Begierde. Passt die Person wirklich zu einem, oder sind die Gespräche so uninteressant, dass man mit dem Kauf eines grossen Teddys besser beraten wäre?

Natürlich strahlen sie einem jetzt überall entgegen, die glücklichen Familien und verliebten Paare in der Werbung und in den Weihnachtsfilmen. Aber schaut man sich in der Realität um, erkennt man schnell, was in Wahrheit vielen fehlt: mehr Mut zur Bindungslosigkeit. Es gibt kein richtiges Leben in der falschen Beziehung: Da muss man sich als stolzer Single jetzt gar nichts anderes einreden lassen.





FRAUEN

Angela Merkel

Nun, da Angela Merkel abtritt, ist es interessant, sie mit Mrs Thatcher zu vergleichen. Letztere sahen wir als Kriegerin, was sich auch in ihren Spitznamen äusserte: «die eiserne Lady», «Attila, die Hennenkönigin». Unvorstellbar, dass man sie – wie Merkel – je «Mutti» genannt hätte.

Als die in der DDR als Angela Kasner geborene ehrgeizige Frau nach der Wiedervereinigung zur Kanzlerin aufstieg, zeichnete sie sich durch extreme Vorsicht aus, indem sie, bevor sie eine Entscheidung traf, immer sorgfältig das Terrain sondierte. Dass sie 2015 allerdings die Grenzen für Wirtschaftsflüchtlinge öffnete, war eine Überraschung, denn sie versties damit gegen EU- wie deutsches Recht. Aber Mutti wollte nun einmal ihrem Spitznamen gerecht werden. Bedauerlicherweise kam es in der Silvesternacht desselben Jahres in Köln zu sexuellen Belästigungen deutscher Frauen durch einige dieser Neuankömmlinge, was manche Wähler denken liess, etwas mehr Strenge wäre wohl angebracht.

Wie in den tolerantesten europäischen Ländern wie beispielsweise Dänemark, wo die Masseneinwanderung junger Männer aus Ländern, in denen Frauenrechte unbekannt sind, zum Aufstieg rechter Parteien geführt hat, so kam es auch in Deutschland zum Aufstieg der AfD, die in alle regionalen Landesparlamente Einzug gehalten hat. Sie kann nicht einfach als Gruppe von Neandertalern abgeschrieben werden: Zu den führenden Figuren gehört Alice Weidel, eine attraktive blonde Lesbe, die mit einer in Sri Lanka geborenen Schweizerin zusammenlebt. Das Nachkriegsdeutschland, das sich immer durch Kompetenz und Effizienz ausgezeichnet hat, hat nun eine so ungewisse Zukunft vor sich wie jedes andere Land, und diesmal wird Mutti nicht mehr da sein, um ihre Kinder zu trösten, wenn sie ins Unbekannte hineinstolpern.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Floridianischer Schwindel

Ein deutscher Schäferhund namens Gunther verkauft in Miami eine Villa, in der einmal Madonna gewohnt hat. Tatsächlich?



Weltweite Schlagzeilen: die Liegenschaft in Florida.

Die Geschichte wird so erzählt: Als Gräfin Karlotta Liebenstein 1992 starb, hinterliess sie ihr Vermögen von 150 Millionen Dollar ihrem geliebten Schäferhund Gunther III. Nach dessen Tod ging das Geld an seinen Nachkommen Gunther IV. über, welcher der Popsängerin Madonna vor zwanzig Jahren in Miami eine prachtvolle Villa an bester Lage abkaufte. Gunthers Geschäfte – mittlerweile gäbe es bereits einen Gunther VI. – würden jeweils über einen Treuhänder abgewickelt.

«Es klang verrückt»

Die Story sorgte vor ein paar Tagen von Los Angeles bis nach Berlin für Schlagzeilen, selbst die Nachrichtenagentur AP verbreitete die vermeintliche Sensation. Findige Rechercheure haben inzwischen aber herausgefunden, dass die Hundegeschichte stinkt. Es sind, wie es scheint, sogar ziemlich viel Unwahrheiten in Umlauf gebracht worden.

Der Besitzer des Anwesens ist kein aristokratischer Schäferhund, sondern ein vermöglicher 65-jähriger Unternehmer aus der Toskana. Die *New York Post* schreibt, dass dieser «Exzentriker» schon vor langer Zeit die

schillernde Gunther-Geschichte erfand und sie irgendwie am Leben erhalten konnte. Auch eine Gräfin Karlotta Liebenstein habe nie existiert. Die amerikanische Immobilienmaklerin, über welche die Villa nun veräussert werden soll, liess sich dennoch blenden und pries das Grundstück mit Fotos des angeblich millionenschweren Eigentümerhundes zum Verkauf an. «Es klang verrückt, aber ich wusste von anderen Leuten, die ihren Tieren Geld vermacht haben – und ich fand auch im Internet Hinweise und viele Informationen über Gunther», erklärte sie ihren Irrtum.

Enorme Aufmerksamkeit

Die Maklerin wurde zwar hinters Licht geführt, doch der Schwindel erzeugte weltweit eine so hohe Aufmerksamkeit, dass es nun möglicherweise sogar einfacher ist, das Haus, das Madonna im Jahr 2000 für 7,5 Millionen Dollar an den toskanischen Geschäftsmann verkauft hatte, loszuwerden. Dieser verlangt für die 1928 erbaute Liegenschaft auf dem gut 4700 Quadratmeter grossen Grundstück mit Meeranstoss nämlich 31,75 Millionen Dollar.

Michel Jordi

Der Unternehmer, der in den achtziger und neunziger Jahren den Uhrenmarkt aufmischte, sprüht noch immer vor Ideen. Während der Pandemie hat er eine hybride Schutzmaske lanciert.

Weltwoche: Sie erfanden Anfang der neunziger Jahre das, was wir heute Swissness nennen. Wie kam es dazu?

Jordi: Ich kam schon als junger Mann weit in der Welt herum. Mir fiel auf, dass man im Ausland von der Schweiz schwärmte, viele Schweizer selbst aber unzufrieden schienen. Sie waren sich gar nicht bewusst, in welch paradiesischem Land sie lebten. In Asien und Amerika sagte man mir: «Ihr habt Chalets, ihr habt Käse, mach doch eine typische Schweizer Uhr, eine, die den «Spirit of Switzerland» vermittelt: Mach eine Kuckucksuhr fürs Handgelenk!» Zuerst glaubte ich allerdings überhaupt nicht daran, dass jemals irgendwer eine Uhr kaufen würde, auf der «Michel Jordi» steht. Aber zu Hause in der Schweiz ermutigte mich meine Frau, es zu versuchen. Dann habe ich mit schweizerischen Symbolen wie Kühen und Edelweiss die Swiss Ethno Watch konzipiert.

Weltwoche: Wie waren die Reaktionen der Schweizer?

Jordi: Am Anfang taten sie sich schwer. Die Leute fanden es zu kitschig. In der Westschweiz, wo ich wohnte und wohne, war kein einziger Uhrenhändler bereit, so etwas ins Sortiment zu nehmen. Das sei Touristenkitsch, ich solle nach Luzern oder Interlaken. Worauf ich bei Bucherer anklopfte – dort sagte man mir: «Jordi, wir glauben an dich, wir machen das.» Bucherer war der Erste, der mir eine ganz grosse Bestellung aufgab. Ich machte aber auch eine sehr teure Werbekampagne, bei der ich mein Haus aufs Spiel setzte – und hatte Erfolg. Es war ein grosses Risiko, aber ich war jung und sehr optimistisch und dachte, das komme schon gut.

Weltwoche: Sie waren auch ein ambitionierter Sportler – was gab den Ausschlag, auf eine Unternehmerkarriere statt auf den Sport zu setzen?

Jordi: Im Skifahren war ich im Juniorenkader mit Bernhard Russi und spielte Fussball beim FC Grenchen – mit achtzehn zum ersten Mal

in der Nationalliga A. Aber ich war dann doch zu wenig gut. Mir war klar, dass ich die Ärmel hochkrepeln und arbeiten musste, wenn ich es zu etwas bringen wollte.

Weltwoche: Hatten Sie ein unternehmerisches Vorbild?

Jordi: Anfang der siebziger Jahre ging ich ein Joint Venture mit einer japanischen Firma ein und stellte Uhrenbänder her. Der Chef dieses Unternehmens, Kimihiro Ueno, sprach schon damals vom 21. Jahrhundert. Er sagte, ich solle Selbstvertrauen haben, Risiken eingehen. «You must have a big dream.» Er war meine Inspirationsquelle.

Weltwoche: Sie sind jetzt 73. Sind Sie immer noch voller Tatendrang? Was bestimmt heute Ihr Leben?

Jordi: Ich hatte soeben eine komplizierte Schulteroperation. Aber sonst bin ich im Winter so oft wie möglich auf der Skipiste. Wir haben ein Chalet in Veysonnaz. Letzte Saison war ich hundert Tage auf der Piste. Im Sommer gehe ich mit meiner Frau segeln. Ich habe mit 65 den Hochseesegelschein gemacht.

Weltwoche: Und unternehmerisch?

Jordi: Während der Corona-Pandemie habe ich mit Partnern zusammen eine Firma gegründet und eine Hybridmaske lanciert: Maskit. Sie schützt, ohne das Gesicht zu verdecken, und ist auch viel ökologischer als die Wegwerfmasken. Die Behörden machen es uns allerdings unheimlich schwer, in den Markt zu kommen, aber ich gebe natürlich nicht auf, denn Aufgeben ist keine Option! Daneben berate ich auch Jungunternehmer.

Weltwoche: Welchen Rat geben Sie einem 23-Jährigen, der sich heute selbständig macht, auf den Weg?

Jordi: Sei mutig, habe keine Angst vor dem Scheitern, wenn du auf die Nase fällst: aufstehen und es noch einmal versuchen. Ich glaube auch, dass ein gesunder Lebensstil wichtig ist. Und wenn man Sport treibt, kommen die guten Ideen. Hinter dem Bürotisch hatte ich noch nie einen intelligenten Einfall.

Benjamin Bögli



«Es war ein grosses Risiko»: Michel Jordi in den neunziger Jahren und heute mit seiner Maskit.

Der Grenchner Michel Jordi, 73, machte eine KV-Lehre. Anfang der neunziger Jahre gelang ihm als Unternehmer der Durchbruch: Sein Name wurde zur Marke.



Isolations-Burger

Burgermeister Brooklyn
Hardstrasse 316, 8005 Zürich
Tel. 044 420 04 20

Die vergangenen zehn Tage verbrachte ich auf Anordnung der Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich in Isolation. Der Grund war nahegelegenderweise ein positiver Covid-19-Test, den ich trotz zwei schöner Comirnaty-Impfungen absolviert hatte. Der Zehnjährige blieb mit einem gleichlautenden Testresultat und ebenfalls kerngesund mit mir zu Hause, während meine Frau von alledem nicht betroffen war.

Restaurantbesuche fielen also weg, schliesslich kann eine Zuwiderhandlung gegen die Isolationsanordnung mit Busse bestraft werden, wie mir mitgeteilt wurde. Beim empfehlenswerten Lebensmittel-Lieferdienst Farmy.ch bestellte ich Zutaten für Pilzschnitten oder



Ragù nach Modena-Art (mit Kalbs-, Rinds- und Schweinehackfleisch, Salami und Pancetta), und bei meiner Frau bestellte ich Hamburger.

Auf ihrem Heimweg befand sich eine Filiale der Zürcher Kette Burgermeister Brooklyn, und, da lege ich mich fest, dort werden die besten Hamburger der Stadt zubereitet. Mir sagt die Variante mit krachend-knusprig paniertem Poulletfleisch besonders zu, dieses wird in Buttermilch eingelegt, dann frittiert und kommt zwischen zwei weiche, süsse Brioche-Brötchen-

hälften. Ketchup, Mayonnaise, rote Zwiebeln, eingelegte Gurken und Tomaten sind die weiteren, klassischen Zutaten dieses Sandwiches.

Eine entscheidende Kleinigkeit geht bei Burger-Anbietern oft vergessen: Das Sandwich darf nicht zu hoch ausfallen, das verbessert den Geschmack und die Saftigkeit, weil man immer alle Zutaten gleichzeitig im Mund hat, der Burger nicht auseinanderfällt und sich gut essen lässt. Der britische Ausnahmekoch Heston Blumenthal hat sich dieser Frage wissenschaftlich genähert, zwei Finger dick (zusammengedrückt) ist die optimale Burger-Dicke.

Ein guter Hamburger ist also die Summe seiner Einzelteile, im Falle von Burgermeister Brooklyn stimmen alle entscheidenden Details – die Qualität von Brot, Fleisch und Beilagen, die Frische der Zutaten und der Zubereitung und zum Schluss auch die Höhe des Sandwiches.

WEIN/PETER RÜEDI

Lob eines alten Verkannten

Albert Mathier & Fils: Pirouette Fendant 2020. 11,8%. A. Mathier & Fils, Salgesch. Fr. 15.–. www.mathier.ch

Marie-Thérèse Chappaz: Fendant La Liaudisaz 2020. 12%. Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr. 25.–. www.kueferweg.ch

Als ich im fernen Sommer 2007 aufbrach zu einem Report über die schweizerische aller Schweizer Rebsorten, die Chasselas, glaubten weder in der Waadt noch im Wallis (wo aus der Chasselas der Fendant gekeltert wird) nicht einmal die grössten Liebhaber und Verfechter der Sorte an deren rasche Rehabilitation, nachdem die Überproduktion zu Beginn der achtziger Jahre ihr Image nachhaltig ruiniert hatte. Im Wallis begann man, Chasselas-Rebstöcke auszureissen und durch «Spezialitäten» zu ersetzen – als ob nicht gerade die Chasselas, ernst genommen, das Potenzial zur Schweizer Spezialität schlechthin hätte. Die Skeptiker haben recht behalten, zumindest was den Fendant betrifft. Betonten die Winzer in der Waadt konsequent und folgerichtig die Produktionsstandorte von Féchy,



Mont-sur-Rolle, Vinzel, Luins et cetera bis zu Lutry, Villette, Epesses, Dézaley, Saint-Saphorin im Lavaux und Yvorne oder Aigle im Chablais (folgerichtig deshalb, weil die Chasselas wie kaum eine Sorte ihr Terroir ausdrückt), erweist sich das Label «Fendant» bis auf den heutigen Tag eher als Hypothek. Zumal viele Deutschschweizer dabei allenfalls an die Literflaschen von Mutters Kochwein denken, und Walliser Produzenten selbst verstecken ihren angestammten Hauswein oft genug hinter ihren vielfältigen Spezialitäten wie Petite Arvine, Heida oder (schon sprachlich Kuriositäten) Lafnetscha oder Himbertscha. So scheint es mir an der Zeit, gegen die immer noch gegenwärtige, wenn auch kaum eingestandene Verachtung des «gewöhnlichen» Fendants einen Toast auf diesen aus-

zubringen. Er ist inzwischen längst das Besondere, wenn auch immer noch ein sehr unverzichtbares Stück Walliser Identität.

Der Fendant hat viele Gesichter. Neben einer tatsächlich gewöhnlichen, aber blitzsauberen Literqualität führt das Traditions- haus Albert Mathier & Fils in Salgesch neben mehreren Dutzend Weinen (darunter der sensationelle Pinot noir Forestier von einem Weinberg mitten im Pfnwald) einen subtileren, feinaromatischen (Apfel, Birne), eleganteren, aber nicht überinszenierten Fendant mit dem Namen «Pirouette», allerdings beschwingter, als man es von einem «Wein für jeden Tag» erwartet. Obwohl er genau das ist: ein Trinkvergnügen, bei dem man nicht ins Grübeln kommt.

Vollends eine leichtfüssig tänzerische Freude, sehr spritzig und eine Nuance schärfer im mineralischen Biss und in der Säure, etwas extravaganter im Aromenspiel ist ein Fendant der Grande Dame des Walliser, nein: des Schweizer Weinbaus, der Fendant Liaudisaz von Marie-Thérèse Chappaz. Ich mag beide dieser Lesarten des polyvalenten Fendants, beide geeignet, verstockte Chasselas-Verächter zu bekehren.

Lehre der reinen Eleganz

Die Designs von Range Rover sind kaum zu schlagen. Das sieht man jetzt wieder am neuen Velar.



Starten wir mit einer Behauptung: Nirgendwo werden grosse Autos so ästhetisch gestaltet wie in den Designstudios der britischen Marke Land Rover in Gaydon im zentralbritischen Bezirk Warwickshire. Die geografischen Details sind deshalb erwähnenswert, weil Gaydon ein beschauliches Dorf mit knapp 500 Einwohnern ist. Laut Wikipedia ist Gaydon «geprägt durch zwei Hauptstrassen, die Banbury Road und die Kineton Road/Southam Road».

Das ist vielleicht naiv, aber ich stelle mir die Arbeit eines Designers ja so vor, dass dieser auf der Suche nach Inspiration durch belebte Strassen in London, Paris oder New York geht, dort Menschen und Dinge sieht, die seine Kreativität mit neuen Ideen anreichern, sich dann hinsetzt und anfängt zu zeichnen. Vielleicht gilt aber auch, was der amerikanische Maler und Fotograf Chuck Close gesagt hat, und «Inspiration ist für Amateure». Ein guter Designer wie der 65-jährige Gerry McGovern von Jaguar Land Rover setzt sich mit seinen Leuten einfach hin und entwickelt kraft seiner Fähigkeiten und seines Vorstellungsvermögens Autos, die schöner sind als andere Autos. Ganz besonders gilt das für die Kategorie SUV, die vermutlich schwierigste Disziplin unter den Personenkraftwagen überhaupt.

Vor kurzem habe ich an der Auto-Show in Los Angeles den neuen Range Rover 2022 endlich aus der Nähe gesehen. Die Ikone unter den Geländefahrzeugen stellt mit ihrem neuen zeitlosen Design eine Art makellose, nahtlose Einheit dar. In diesem Stil ist auch der Range Rover Velar gestaltet, der schon 2017 die avantgardistische Linienführung bei Land Rover vorgegeben hat.

Jetzt gibt es den Velar auch mit Stromanschluss. Als Plug-in-Hybrid ist der britische SUV nicht nur ein eleganter, sondern auch ein durchaus sparsamer Wagen; vorausgesetzt natürlich, man lädt die Batterie regelmässig auf und fährt deutlich mehr kurze und mittlere Wege und seltener Langstrecken. Dann verbraucht der Velar zwei, drei Liter auf 100 Kilometer, was für ein luxuriöses grosses Allradfahrzeug sehr vorteilhaft ist.

Fast noch wichtiger schien mir aber im täglichen Kontakt mit diesem Auto die mental beruhigende Wirkung guter Gestaltung. Schon der Weg zum Fahrzeug hat einen positiven Einfluss auf einen, der Innenraum mit seinen klaren Linien, der unaufgeregten Formensprache und der edlen Materialisierung führen diese Wirkweise auf jedem Kilometer fort.

Der Vollständigkeit halber ist zu erwähnen, dass auch ein avantgardistischer Velar mit allem ausgestattet ist, was einen Range Rover auszeichnet, insbesondere mühelose Kraft und aussergewöhnliche Geländegängigkeit. Daran sieht man dann wieder einen mutmasslichen Vorteil darin, dass diese Autos in einem britischen Kaff und nicht in London, Paris oder New York entworfen werden.

Range Rover Velar P400e

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbobenziner, Elektromotor, Allradantrieb, 8-Stufen-Automatikgetriebe; Leistung: 404 PS / 220 kW; Hubraum: 1997 ccm; max. Drehmoment: 640 Nm / 1500–4400 U/Min.; Verbrauch (WLTP): 2,2–2,6 l/100 km; elektrische Reichweite: 61 km; Li-Ionen-Akku: 17,1 kWh; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,4 Sek.; Höchstgeschwindigkeit: 209 km/h; Preis: Fr. 77 600.–



OBJEKT DER WOCHE

Magische Laterne

Mini-Beamer XGIMI MoGo Pro+
Online für ca. Fr. 545.– erhältlich

Sie fristen noch etwas ein Schatten-dasein, bringen aber immer mehr Licht ins Dunkel. Die neueste Generation von Mini-Beamern projiziert schon eine ganz ordentliche Bildqualität an die Zimmerwand. Eigentlich sollte man das auch erwarten können, sind seit der Erfindung des Daumenkinos und der Laterna magica doch schon rund 400 Jahre vergangen. Zum Einsatz kommen sie nun vermehrt bei Gruppen, die es satthaben, die Köpfe zusammenzustecken und angestrengt auf den kleinen Bildschirm ihres Handys oder Tablets zu starren, um zu streamen oder zu gamen.

Der Goldstandard in Sachen Beamer, liest man, komme aus China vom Hersteller XGIMI. Der MoGo Pro+ mit integriertem Lautsprecher ist bloss 10,5 cm hoch, 14,6 cm breit, 9,4 cm tief und wiegt 0,9 kg. Die 1080p-Full-HD-Auflösung sorgt für hohe Schärfe und reicht für eine Bildfläche bis 2,5 Meter Diagonale. Weiter verfügt er über einen Speicher, auf dem bis zu zehn Filme oder tausend Songs Platz haben, für den Fall, dass man keine Internetverbindung hat. Gemäss dem Hersteller hat die LED-Lichtquelle eine Lebensdauer von 30 000 Stunden, was bedeutet, dass man zehn Jahre lang jeden Tag vier Filme anschauen könnte.

Das muss man ja nicht gleich tun. Aber in den Weihnachtsferien in einer Berghütte das kleine Ding mal auspacken und die Liebesserie an die Holztäferung projizieren hat sicher was.

Benjamin Bögli



«Salto Natale»-Gäste:
Denise Biellmann, Colin Dawson.



Wer ist der Chef? Familie Salzgeber mit
Cloé (l.), Rainer Maria, Chantal und Jascha.



«Wie eine Klassenzusammenkunft»:
Musikerlegende Lienhard, Gattin Christine.



In bester Stimmung: Stephan Schmidlin (l.),
Laura und René Rindlisbacher.



Nach allen Regeln der Zirkuskunst:
«Salto Natale»-Gala.

BEI DEN LEUTEN

Die Zirkusfreude ist zurück

Zur Premiere von Rolf Knies «Salto Natale» strömte die Schweizer Prominenz in Scharen nach Kloten.

Thomas Renggli

Magie, Poesie, Spektakel. Unter der Zeltkuppel des Zirkus Salto Natale befinden sich Artisten und Zuschauer in einer Art Schwebezustand. Direktor **Rolf Knie** spricht euphorisch zum Publikum: «Wir wollen euch auf eine Reise der Sinne mitnehmen und hoffen, dass ihr den Alltag für zweieinhalb Stunden vergesst.»

Es gelingt nach allen Regeln der Zirkuskunst. **Emil Steinberger** blickt neben seiner Ehefrau **Niccel** verwundert auf die Bühne: «Rolf schafft es immer wieder, die Menschen zu überraschen und zu verzaubern. Auch deshalb verpassen wir kaum eine seiner Premieren.» **Art Furrer** stieg von der Riederalp herab, **Silvia Affolter** strahlt an der Seite von Ehemann **Ronald Sauser** in jugendlicher Frische. **René Rindlisbacher** amüsiert sich mit seiner Tochter **Laura** und dem früheren Bühnenpartner **Stephan Schmidlin** königlich. **Murat und Hakan Yakin** geben sich an der Seite ihrer Ehefrauen **Anja** und **Tanja** die Ehre.

Und alle freuen sich über ein «Familien-treffen» nach harten Zeiten in der Pandemie: «Es ist wie eine Klassenzusammenkunft», sagt

stellvertretend Musiker **Pepe Lienhard** und stösst mit seinem Langzeitsänger **Pino Gasparini** an. Und alle heben das Glas auf den Gastgeber **Rolf Knie** und bieten künftig ihre Dienste als Artisten an – falls die Pandemie die Einreise von ausländischen Künstlern 2022 verhindern sollte. Eiskunstlauf-Star **Denise Biellmann** sieht sich als künftige Trapezkünstlerin, Weltklasse-Zürich-Direktor **Andreas Hediger** will jonglieren («mit vier Bällen»), Unternehmer **Guido Fluri** würde sich als Hochseilartist anbieten, Fussball-Nationaltrainer **Murat Yakin** – bereits ganz auf die WM in Katar eingestellt – bewirbt sich als Aladin aus «1001 Nacht», **Rainer Maria Salzgeber** übernimmt selbstredend die Rolle des Direktors («Dann kann ich bestimmen») und delegiert das Moderieren an seine Tochter **Cloé**. Und Tennislegende **Martina Hingis** sieht sich als «Arielle, die Meerjungfrau».

Die Zirkusfreude kehrte mit «Salto Natale» zurück. Und nicht nur die Premierengäste hoffen innig, dass der letzte Tusch in diesem Jahr nicht von Corona gespielt wird.



Auf der Erfolgswelle:
Nationaltrainer Murat Yakin mit Gattin Anja.



«Reise der Sinne»:
Gastgeber Rolf Knie und seine Frau Belinha.



Artistisch: Schlangenfrau Nina Burri
mit Freund Marco Desimoni.



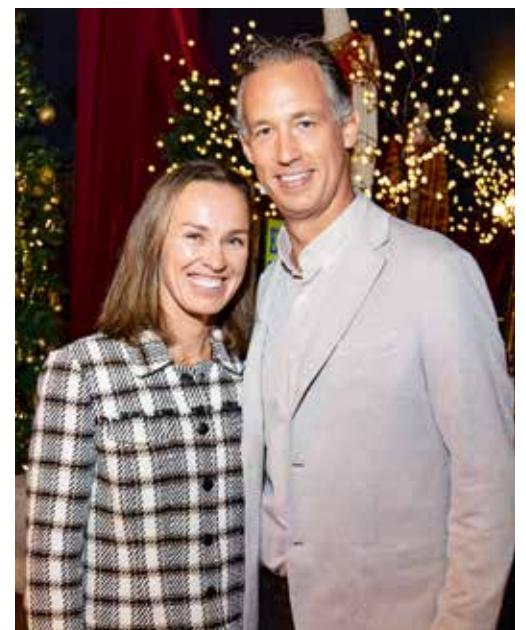
Genossen die Premiere:
Hakan Yakin mit Ehefrau Tanja.



Frisch durch den Abend:
Silvia Affolter und Ronald Sauser.



«Überraschen und verzaubern»:
Kabarettist Emil Steinberger und Gattin Niccel.



«Arielle, die Meerjungfrau»: Martina Hingis
mit Ehemann Harald Leemann.

Beste Werbung für die Schweiz



Wer hats erfunden? Das Schweizer Konsulat in New York inszeniert Schweizer Errungenschaften – Film via QR-Code (l.) abrufbar.

Wussten Sie, dass der Klettverschluss (erfunden von Georges de Mestral), der Reissverschluss (erfunden von Martin Winterhalter), die George-Washington-Bridge in New York (entworfen von Othmar Ammann), in neuerer Zeit die Sprachlern-App Duolingo (mit desingt von Severin Hacker), das hydroalkoholische Handdesinfektionsgel (mit entwickelt von Didier Pittet) oder das Erscheinungsbild der New

Yorker Taxis (gestaltet von Claudia Christen) allesamt helvetischen Ursprungs sind? Dies legt derzeit das schweizerische Generalkonsulat den Bewohnerinnen und Bewohnern des Big Apple mit einem Video nahe. Als Ausschnitt aus dem Leben einer New Yorkerin inszeniert, gelingt es der Vertretung in der Megastadt in raffinierter Art und Weise, die Vorzüge der Schweiz zu inszenieren. Diese Form von «Public Diplomacy»

abseits der sonst unvermeidlichen Klischees wie Schokolade und Kuhglocken zeigt die souveräne Grösse eines Lands, das manchmal zur Selbstverzwergung neigt. Und dürfte wirkungsvoller sein als manches Galadinner.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, in meinem Umfeld macht ein Trend die Runde: Polyamorie. Freunde von mir haben plötzlich mehrere Liebesbeziehungen gleichzeitig, und alle wissen voneinander. Für mich wäre das vorstellbar, mein Freund findet es das Letzte. Was soll ich tun? L. R., Aarau

Grundsätzlich finde ich es super, wenn Menschen beginnen, sich mit anderen Beziehungsformen auseinanderzusetzen. Denn so merken sie vielleicht selbst, dass das eine oder das andere besser zu ihnen passt und sie nicht nur deshalb eine bestimmte Beziehungsform wählen, weil die Gesellschaft sie für richtig hält. Dass Polyamorie funktioniert, ist aber eine gros-

se Herausforderung. Es verlangt viel von einem ab, mit verschiedenen Personen in einer Liebesbeziehung und gleichzeitig auch in einer sexuellen Beziehung zu sein. Es braucht insbesondere einen sehr guten Zugang zu den eigenen Gefühlen, Bedürfnissen und Wahrnehmungen. Gleichzeitig muss man auch die Fähigkeit entwickeln, darüber zu kommunizieren. Wenn man «sauber» mit Menschen in einer Beziehung sein möchte, dann muss man die einen Dinge von den anderen trennen können. Und man muss die unterschiedlichen Bedürfnisse ernst nehmen können – ohne jedes Mal in ein Loch zu fallen, wenn die eine etwas anderes will als der andere. Und zu Ihrer konkreten Frage:

Stecken Sie noch nicht den Kopf in den Sand, sondern setzen Sie sich aktiv mit dem Thema weiter auseinander. Suchen Sie vielleicht eine Beratung auf und finden Sie heraus, was Sie wirklich wollen und warum. Denn je klarer Sie Ihre eigenen Bedürfnisse auf dem Schirm haben, desto besser können Sie diese auch verteidigen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

David Hauptmann

Der Gründer von Nobilis Estate ist ein kultivierter Lebemann. Diese Haltung zelebriert er auch im Immobiliengeschäft.

Kunstliebhaber, professioneller Werber und Immobilienentwickler, Weinkenner, Daheim-Vegetarier, Sportler, «Kronenhalle»-Stammgast, Schlossbewohner, Nachbar von Andreas Caminada in Fürstenu (Domleschg) – ein Zmittag mit David Hauptmann verspricht vielfältige Inspiration.

Beim Treffen mit der *Weltwoche* in der «Kronenhalle» verstrahlt der Unternehmer die Aura eines kultivierten Lebemanns, der im Zürcher Traditionsrestaurant durchaus zum Inventar gehören könnte. Ein bisschen tut er das auch, denn David Hauptmann ist seit seiner Kindheit – seine Mutter illustrierte Kinderbücher für den Diogenes-Verlag – oft hier an seinem Lieblingsplatz unter einem Gemälde, das die legendäre «Kronenhalle»-Wirtin Hulda Zumsteg zeigt.

«Altmodisch in der Lebensweise, aber modern im Denken» – so formuliert Hauptmann seine Philosophie. Vor fast zehn Jahren hat er Nobilis Estate gegründet, einen Immobilienmakler der Extraklasse mit Schwerpunkt in der Schweiz. Ob stilvolle Landhäuser und Stadtwohnungen oder eine Wohnung auf Schloss Zizers: Etliche der begehrtesten Immobilien des Landes werden von seiner Firma vermarktet.

Oberstes Geschäftsprinzip

Zwar bewirtschaftete er bereits als Kind ein Spielzeug-Puppenhaus, ins Erwachsenen-Immobiliengeschäft kam David Hauptmann aber über Umwege. Mit 27 Jahren gründete er eine immer noch bestehende Werbeagentur, die sich unter anderem auf das Design von Buchumschlägen spezialisiert hat. Im selben Alter erwarb er auch sein erstes Haus. Es sollten noch mehrere werden, wodurch er viel über das Immobiliengeschäft lernte. Durch Zufall erhielt er dann einmal die Gelegenheit, Immobilienmarketing zu entwickeln. Dass er einst einen anderen beruflichen Hintergrund hat, sieht er nicht als Nachteil. «Ich beobachte häufig, dass Quereinsteiger viel akribischer arbeiten als Leute, die meinen, sie wüssten ohnehin alles.»

Es wäre aber ein Trugschluss zu glauben, dass Nobilis Estate nur im zweistelligen Millionenbereich handeln würde. «Wir wollen nicht nur



«Den passenden Menschen für die passende Behausung»: Immobilienhändler Hauptmann.

Teures, sondern Schönes. Das wichtigste Kriterium für die Aufnahme einer neuen Immobilie ist, dass sie uns selbst gefällt», sagt David Hauptmann und bestellt einen Loup de mer. Zu Hause ernähren sich Hauptmann und sein Lebenspartner vegetarisch. «Wenn wir auswärts Fleisch essen, dann achten wir sehr auf Herkunft und Qualität.»

Qualität ist auch das oberste Geschäftsprinzip des Immobilienhändlers. Er befasst sich jeweils mit den Details der Liegenschaften, vertieft sich in Bausubstanz, Geschichte und Eigenheiten. Die Bilder für die Prospekte fotografiert er aus Prinzip selbst. Weder vom Marktpreis her noch von der Bauepoche hat Nobilis Estate Ausschlusskriterien. «Sofern es sich nicht um ein Abriss-

objekt handelt, ist es uns aber wichtig, dass eine Immobilie stilecht ist.» Beim Verkauf liegt ihm viel an einer Symmetrie der Interessen von Käufer und Verkäufer. «Wir beraten häufig auch die Käuferseite nach dem Kauf noch weiter.» Letztlich gehe es darum, «den passenden Menschen für eine passende Behausung» zu finden.

In eigener Sache ist dies dem Unternehmer gelungen. Er hat das Nachbarschloss von Schloss Schauenstein im Bündnerland erworben. Immer am Donnerstag fährt er vom Unterland nach Hause. «Jedes Mal freue ich mich wie ein kleines Kind.» Er sei so gerne zu Hause, dass er kaum noch reise.

Florian Schwab

Die 8000er hebt er sich für später auf

Wer ist der nächste grosse Abenteurer? Für Everest-Legende Reinhold Messner hat der 31-jährige Bergsteiger die Fähigkeiten, in seine Fusstapfen zu treten.

Thomas Renggli

Es ist nicht immer ganz leicht, Fabian Buhl telefonisch zu erreichen. Denn in seinem beruflichen Alltag bewegt sich der 31-jährige Deutsche nicht selten ausserhalb der Reichweite von Telekomantennen und Funknetzen. Seine Homebase ist das Städtchen Briançon in den französischen Alpen, sein «Büro» die Bergwelt auf allen Kontinenten, sein bevorzugtes Terrain die technisch anforderungsreichsten Kletterrouten in den steilsten Wänden. Oft führt er in seinem Gepäck einen Gleitschirm mit, der ihn anschliessend sanft schwebend ins Tal zurückführt: «So sieht und erlebt man die Natur aus der vielleicht schönsten Perspektive.»

«Mit aller Kraft»

Buhl ist Profibersteiger – und einer der besten der Welt. Im Mehrseillängenklettern, in der Königsdisziplin des Alpinkletterns, hat er diverse Erstbegehungen und Eröffnungen extremer Routen absolviert: «Mich interessiert die technisch schwierigste Herausforderung – und weniger die Höhe des Gipfels», umschreibt er seine Ambitionen. Auch deshalb fehlt ein 8000er in seinem Rekordbuch. Das hebt er sich für später auf.

Eigentlich war das Bouldern, das Klettern an Felsblöcken in Absprunghöhe, sein Metier. Doch nach drei Sprunggelenkbrüchen und zwei Fersenfrakturen kam diese Belastung nicht mehr in Frage. Buhl wechselte zum Soloklettern in extremen Felswänden. Er tat dies aber immer mit Demut und Respekt vor der Natur und der Herausforderung – und ohne jene Sensationslust, die durch Handykameras und soziale Medien die Szene schon fast in eine Glaubenskrisen gestürzt hat: «Mittlerweile werden immer mehr Aktionen am Berg nur deshalb ausgeführt, um ein spektakuläres Bild zu erhalten», sagt Buhl. Dabei sei auf einem Foto oft nur die halbe Wahrheit zu sehen: «Eine spektakuläre Momentaufnahme kann auch entstehen, wenn man zuvor gemütlich mit der Seilbahn hochgefahren ist. Gleichzeitig komme ich manchmal von den härtesten Touren ohne ein einziges Foto nach Hause – weil ich mit aller Konzentration und Kraft am Klettern war.»



«Alpinist der Sonderklasse»: Bergsteiger-Idol Messner.

Reinhold Messner, 77, ist der wohl bekannteste Bergsteiger und Abenteurer der Welt. Als erster Mensch bestieg er ohne Zuhilfenahme von Sauerstoff den Mount Everest. Über Fabian Buhl sagt er: «Mit den höchsten Ansprüchen an sich selbst, oft im Alleingang und immer auf einen guten Stil bedacht, gelangen ihm mehrmals schwierigste Boulder, zuletzt Touren in grosser Exposition, also Abenteuer in der Bergwildnis. Buhl ist aber nicht nur ein aktiver Alpinist der Sonderklasse, er ist auch ein Beobachter der Szene, hinterfragt sein Klettern und äussert sich zum Bergsteigen im Handy-Zeitalter. Seinen Essay «climb first, talk later – Narzissmus im Alpinismus» habe ich in mein neustes Buch zum traditionellen Alpinismus aufgenommen, weil er gut geschrieben ist und jene Fehlentwicklung aufdeckt, die mit der weltweiten und jederzeitigen Erreichbarkeit einhergeht.»

Es ist exakt diese Einstellung, die Buhl in der Branche grossen Respekt verschafft hat. Trotz seiner Jugend gilt er als «Old-School-Kletterer», der die alpine Leistung und die technische Anforderung über Effekthascherei und ober-

flächliche Inszenierungen stellt. Aufgewachsen ist Buhl im südbayrischen Oberstaufen unweit der Schweizer Grenze. Seine Mutter ist Buchhalterin, sein Vater war IT-Spezialist im Aerospace-Bereich. Dass er dereinst zu einem der stärksten Kletterer des Alpenraums werden würde, war nicht absehbar: «In meiner Familie bin ich ein Sonderfall. Niemand sonst hat mit Bergsteigen etwas am Hut», sagt er lachend.

Seine Lieblingswände

Es wäre für ihn aber nicht in Frage gekommen, sich als Sportkletterer auf Olympische Spiele einzulassen: «Wettkämpfe interessieren mich nicht.» Lieber würde er eine Nordpol- oder eine Antarktis-Expedition angehen – auch wenn es sich dabei um Projekte mit dem «Spassfaktor 2» handle. Buhl erklärt: «Damit meint man, dass der Spass erst dann spürbar wird, wenn man das Ziel erreicht und die Strapazen bewältigt hat.»

Als seine drei Lieblingswände bezeichnet er den Cerro Torre, einen 3133 Meter hohen Granitfelsen im argentinisch-chilenischen Grenzgebiet, die Shining Wall des 7932 Meter hohen Gasherbrum IV zwischen Pakistan und China sowie – da freut sich Graubünden-Tourismus – den Piz Palü. Am 3900 Meter hohen Berg der Bernina-Gruppe gefallen Buhl die drei sich aus dem Gletscher erhebenden Grate: «Der Palü ist einer der schönsten Berge der Welt.» Buhl spricht mit der unbekümmerten Lockerheit eines jungen Mannes, der seine Berufung zum Beruf machen konnte – auch dank guten Sponsorenverträgen mit Firmen wie Adidas, Sportiva oder Petzl: «Die Partner lassen mir freie Hand in meinen Aktivitäten.» Nachdenklich wird er, wenn er von den klimabedingten Veränderungen in den Bergen erzählt: «Der stark rückläufige Permafrost macht die Felsen im Sommer brüchiger und verunmöglicht viele Routen in den warmen Jahreszeiten.»

Auf seine nächsten Ziele angesprochen, hält sich Buhl bedeckt: «Ich spreche nicht gerne über meine Pläne. Sonst laste ich mir nur unnötigen Druck auf.» Mit anderen Worten: Fabian Buhl will Taten statt Worte sprechen lassen. Und die Öffentlichkeit soll erst davon erfahren, wenn das Ziel erreicht und der Gipfel erklommen ist.



«Wettkämpfe interessieren mich nicht»: Extremsportler Buhl am Nebelhorn im Allgäu.

Stéphanie Berger, Komikerin

Die 44-Jährige bezeichnet sich als ziemlich furchtlos und wünscht sich Applaus fürs Wäschezusammenlegen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Berger: Jede Mutter und Hausfrau. Ich habe auch noch nie Applaus bekommen fürs Wäschezusammenlegen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Berger: Geht niemanden etwas an.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Berger: Was verdienen Sie?

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Berger: Ich bin ziemlich furchtlos. Angst ist immer ein schlechter Wegbegleiter. Ich lebe ein erfülltes und glückliches Leben. Da bin ich zum grossen Teil selbst verantwortlich. Und Angst hat bei uns keinen Platz.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Berger: Ich habe keine Vorbilder. Ich will ja keine Kopie sein. Es gibt immer wieder Menschen, die mich inspirieren und faszinieren aufgrund von Aussagen und Taten.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Berger: Loyalität, Ehrlichkeit und wenn er weiss, was Ehre ist.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Berger: Politisch möchte ich mich nicht äussern.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Berger: Politisch möchte ich mich immer noch nicht äussern.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Berger: Keines. So intime Details gehen mich nichts an, und ich bin kein voyeuristischer Mensch.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Berger: Das weiss ich nicht. Ich erachte meine Werte als gut und schützend. Ich denke, die sind sehr massentauglich.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Berger: Ehrlichkeit gehört zu meinen Werten. Wahrheit trennt, Lügen zerstören. Ich würde jedoch die Medien belügen, um mein Privatleben zu schützen. Da Medien es oft mit der Wahrheit nicht so genau nehmen, bin ich dazu gezwungen.



«Seit *«Knight Rider»* ist David Hasselhoff mein Held»: Entertainerin Berger.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Berger: Glaube kommt von Gott. Religion hat der Mensch erschaffen. Ich glaube an die Liebe. Ist das Gott?

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Berger: Beantwortet diese Frage jemand?

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Berger: Meinen Verstand und meine Fähigkeit, zu argumentieren.

Weltwoche: Wären Sie gerne ein Mann?

Berger: Nein. Ich bin sehr gerne eine Frau. Weiblichkeit hat so viele Qualitäten. Von tough bis ultrazart, von charmant bis zornig. Von still bis wild.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrem Körper?

Berger: Nichts. Mein Körper ist mein bester Freund. Ich liebe ihn und Sorge gut für ihn.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Berger: Keinen Sommerabend, eher einen Lunch. David Hasselhoff. Seit *«Baywatch»* und *«Knight Rider»* ist er mein Held.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Berger: Habe ich nicht und werde ich nicht.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Berger: Es gibt nicht nur einen. In 44 Jahren gab es Dutzende, und daraus ist mein Motto entstanden: Wir sind nicht für uns selbst geboren.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Berger: Nein. Das Vertrauen wäre zerstört. Die Basis der Beziehung kaputt. Betrug ist feige und Hochverrat an der Liebe. Wäre ich nicht mehr glücklich, würde ich vorher gehen.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Berger: Muss ich das sein? Macht es mich zu einem besseren Menschen?

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Berger: Dass Mütter und Hausfrauen 50 Prozent Lohn von ihrem Mann bekommen.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

Berger: Ja, Mücken. Ich werde am Ende meines Lebens dafür eine Beichte ablegen müssen.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Berger: Veit Lindau! Er ist Experte für integrale Selbstverwirklichung. Diesen Mann braucht die Welt!

Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität, und wenn ja, welche?

Berger: Ich bin eine stolze und dankbare Schweizerin und liebe mein Land.

Informationen zum Best-of-Comedy-Programm von Stéphanie Berger: stephanie-berger.ch

RADO

S W I T Z E R L A N D

RADO.COM

MASTER OF MATERIALS

DISCOVER AND FEEL
THE RADO HIGH-TECH CERAMIC DIFFERENCE!



FEEL IT

CAPTAIN COOK HIGH-TECH CERAMIC